

Scheitern

AB Syndrom - Dirk Baecker / Alexander Kluge -
Martin Bothe - Tom Bresemann - Silke Burmester -
Gabo Camnitzer - Matthias Dell - Dirk von Gehlen -
Sanya Kantarovsky - Niklas Maak - Domenico Müllensiefen -
Ulrike Nimz - Matthias Planitzer - Sylvia Plath / Judith Zander
- Elisabeth Rank - Annemarie Rennert - Kaja Smith -
Steven Solbrig - Britta Thie - Daniel Völzke -
Anne Waak - Stefan Zahlmann



Scheitern

Magazin

Mit ein wenig Pathos, Tragik und Diskussion über Leistungsdruck begannen wir im Frühjahr 2013 die Arbeit an diesem Heft. Wir wollten ein Thema vorschlagen, das viel zu selten besprochen wurde. Diese Ausgabe des KM Magazins sollte seinen Lesern besondere Perspektiven zeigen – schattige Winkel, in denen Erfolg ausbleibt und das Scheitern seinen Platz findet.

Die Suche nach Maßstäben, alltäglichen Symbolen und Beispielen des Scheiterns ergibt diese Sonderausgabe, die Beiträge vereint, welche sich dem Thema auf emotionale Weise nähern. Das Scheitern – verbunden mit negativen Assoziationen wie Misserfolg, Leid, Trauer, Last oder Ernüchterung – ist dabei häufig etwas Vergangenes. Vorfreude auf eine künftige Niederlage gibt es nicht. Kein Scheitern ohne Seufzen, also?

Die Frage nach aktuellen Wertemustern und Möglichkeiten zur Beurteilung des eigenen Handelns beantworten die Beiträge dieses Magazins anhand von Fallbeispielen und Erfahrungen. Wonach gilt es zu handeln, wenn jede Form von Kritik erlaubt ist und Scheitern immer auch positive Aspekte beinhaltet? Gibt es Scheitern überhaupt noch? Führt eine Kultur des Scheiterns dazu, biografische Tiefpunkte zu relativieren?

In literarischen und lyrischen Texten setzen sich die Autoren feinfühlig mit dem Scheitern auseinander. Wenn Menschen tragisch scheitern, ist das häufig Anlass für Erzählungen. Als Unglück, Versagen oder in schierer Ausweglosigkeit kann Scheitern zugleich die Sprache verschlagen. Wenn es gelingt, Scheitern als abgeschlossenen Prozess zu sehen, anstatt es zu bewerten, kann eine Kultur des Scheiterns entstehen.

Mit dieser Sammlung verschiedener Perspektiven wollen wir Scheitern erzählen, mitfühlen oder analysieren und so einen Beitrag zur Kultur des Scheiterns leisten.

Scheitern

| | |
|---------------------------------------|-----------|
| Sanya Kantarovsky | 6 |
| Silke Burmester | 8 |
| Matthias Dell | 10 |
| Elisabeth Rank | 14 |
| Sylvia Plath / Judith Zander | 16 |
| Tom Bresemann | 20 |
| Anne Waak | 22 |
| Steven Solbrig | 24 |
| Annemarie Rennert | 26 |
| Domenico Müllensiefen | 28 |
| Martin Bothe | 31 |
| Dirk Baecker / Alexander Kluge | 33 |
| Matthias Planitzer | 36 |
| Stefan Zahlmann | 40 |
| Britta Thie | 42 |
| Gabo Camnitzer | 46 |
| Kaja Smith | 50 |
| AB Syndrom | 57 |
| Ulrike Nimz | 58 |
| Dirk von Gehlen | 63 |
| Daniel Völzke | 64 |
| Niklas Maak | 66 |
| Absagen-Grundwortschatz | 70 |



Vom Recht auf Scheitern

Ich war zufrieden. Ich hatte auf die Anregung, etwas zum Thema Scheitern zu schreiben, einen Aspekt gefunden, den mein Auftraggeber noch nicht in seinem Betrachtungskoffer hatte. Ich wollte dem Thema Scheitern aus der Patsche des Losertums helfen, ich wollte schreiben, wie wichtig das Scheitern sein kann und wie wichtig es ist, dass wir ihm als Gesellschaft mehr Platz einräumen. Dann kam eine Januar-Ausgabe der ZEIT. Und mit ihr ein laaanger Text eines vielfach ausgezeichneten Kollegen, der mit Unterstützung namhafter Wissenschaftler der Glorifizierung des Scheiterns entgegenschrieb. Ein Artikel, der vom internationalen Unterfangen berichtet, das Scheitern positiv zu bewerten. Von den Globus umfassenden Gedankenkonstrukten, dem Versagen etwas Gutes abzugewinnen, aus der Pleite zu lernen. Und dass das nix wird. Dass Scheitern Scheitern bleibt. Denn das, was man aus den Fehlern lernen könne, so haben Forscher herausgefunden, erreiche die Verfehlenden nicht in dem Maße, als dass sie beim nächsten Mal klüger handelten. „Der Erfolg gebiert den Erfolg“, schreibt Christoph Kucklick in der ZEIT, „nicht der Fehler.“

Silke Burmester ist freie Journalistin und schreibt für „Spiegel Online“ und die „tageszeitung“

Da war ich gescheitert, bevor ich angefangen hatte. Nicht, dass ich mich generell sehr von dem beeindruckt lasse, was irgendwo steht. Aber das, was dieser Artikel beinhaltet, das ist nicht doof. Nur eben blöd. Für mich und meine These.

Dachte ich. Dann, zwei Mal hin und her gedacht löste der Widerspruch sich auf. Ich will die Forschungsergebnisse, nach denen Menschen, die ein Unternehmen in den Ruin gemanagt haben, es das nächste Mal wieder tun, nicht infrage stellen. Aber ich will das Scheitern als Chance auch nicht so umfassend wegreden. Ich möchte davon ausgehen, dass es Menschen gibt, die offen und sehr ehrlich sich selbst gegenüber ihr Scheitern reflektieren. Christoph Kucklick lässt in seinem Text den Ökonomen Holger Patzelt zu Wort kommen, der analysiert hat, wie gescheiterte Gründer mit ihrer Bauchlandung umgehen und der zu dem Schluss kommt, dass es entscheidend ist, die negativen Gefühle zu verarbeiten. Nur wer sich ihnen stellt, statt sie zu verdrängen, hat die Chance, Gewinn aus dem Negativerlebnis zu ziehen.

Von diesen Menschen möchte ich bei meiner Überlegung ausgehen. Sie sollen es sein, die ich im Blick habe, wenn ich unserer Gesellschaft vorwerfe, sie gebe dem Scheitern keinen Platz. Ich will die Deppen ignorieren, die drei Mal mit ihrem Restaurant pleitegehen oder die Frauen, die fünf Mal dasselbe Männermodell für ihre Partnerschaft aussuchen und sich wundern, dass es immer schiefgeht. Ich will die Menschen in den Fokus rücken, die etwas ausprobieren und keinen Erfolg damit haben. Und für sie und für mich das Recht auf diesen Weg einfordern. Von der Gesellschaft. Denn die klammert zunehmend aus, was – gerade für junge Menschen – elementar ist: Ausprobieren, Erfahrungen sammeln.

Es ist das Modell der Leistungsgesellschaft, der wir es gestattet haben, unser Tun zu bewerten. Ihren Maßstäben zufolge geht es darum, zu leisten und Erfolg zu haben. Das Tun muss einem möglichst Gewinn bringenden Ziel gewidmet sein. Unser Handeln soll zielführend und ergebnisreich sein. Müßiggang, Nichtstun ist darin nicht vorgesehen. Schon die Kindheit wird der Zweckgebundenheit des Erwerbs von möglichst vielen Fähigkeiten verschrieben, damit man später ein Gewinner ist. Einer, der durchkommt. Der sich zu behaupten weiß. Einer, dem es gut geht. Schon lang gucken Eltern bei der Entwicklung ihres Kindes nicht auf das, was dieser Mensch der Gesellschaft zu geben vermag. Für sie ist wichtig, dass es später gut durchkommt. Dass es möglichst viel abgreift. Dass es ein Profiteur der Umstände ist. So werden Kinder auf Schulen geschickt, die für sie zu anspruchsvoll sind, in Sommerschulcamps, die ihnen die Freizeit versauen und bekommen zum Geburtstag ein Abo vom Kinder-Spiegel geschenkt, damit sie sich schon mal informieren, „was ein guter Lehrer können muss“. Wir takteten den Weg unserer Kinder bis in den beruflichen Erfolg hinein. Auf das Gymnasium hat das Studium zu folgen und Auslandsaufenthalte und die sollen möglichst so sein, dass dort Verbindungen fürs Leben geschlossen werden. Also reicht es nicht, in irgendeiner kleinen Stadt, bei irgendeiner netten Familie unterzukommen. Nein, es muss eine sein, in der die Kinder auf eine karrierefördernde Schule gehen mit Ruderverein von 1848 und Jugend-Rotary-Club, damit bloß viele Verbindungen geschlossen werden, auf dass die Brut im globalen Dorf der Strippenzieher und Geschäftemacher die richtigen Leute kennt.

In so einem Denkmodell ist Scheitern, das nicht Aufgehen einer Idee, nicht vorgesehen. Das Herausfinden, dass ein Beruf nicht der richtige ist, eine Stadt nicht gefällt, die Ehe ein Modell ist, das für einen nicht passt. Hier muss alles stimmen, von Anfang an. Unsere Gesellschaft stellt sich auf dieses Denken ein. Kaum aus der Schule, sollen die 18-Jährigen wissen, was der richtige Studiengang für sie ist. Was sie werden wollen. Sie sollen zielgerichtet dorthin marschieren. Studiengebühren und Regelstudienzeiten geben den Rhythmus vor. Alles muss zackzack gehen, wer sich irrt, muss zahlen. Im Hintergrund, so reden wir ihnen ein, steht die Industrie, die wartet. Die topausgebildete Leute will. Die den Durchmarschierern den roten Teppich auslegt. Und so kommen die 25-Jährigen in den Top-Firmen an, mit super Studienabschluss, drei Auslandsaufenthalten und ohne Lebenserfahrung. Junge Menschen, durchgeschleust durch ein Leben, dessen Tunnel so eng ist, dass sie nicht die Möglichkeit haben, zu gucken, was außerhalb wächst. Es ist unsere Angst vor dem Versagen, vor sogenannter Zeitvergeudung, die uns den Nachwuchs antreiben lässt und uns selbst unter Druck setzt. Wir schauen nicht nach rechts und links und wir probieren nicht aus. Alles muss sitzen, von Anfang an.

Das Ausprobieren ist aus unserem Denken gewichen. Wir probieren nicht mehr aus, wir probieren uns nicht mehr aus, wir testen nicht mehr, ob uns etwas liegt, ob etwas richtig für uns ist. Wir legen uns fest und wenn wir irren, dann scheitern wir. Scheitern ist das Fallbeil der Moderne. Es rauscht herunter und trennt unseren Kopf von der gesellschaftlichen Anerkennung ab. Scheitern bedeutet Schluss, Ende, Aus. Scheitern ist nicht da-hat-etwas-nicht-geklappt oder knapp-daneben, Scheitern ist Totalversagen. Wer scheitert, ist ein Loser, ein Nichtskönner. Eine arme Sau. Es gibt keine Lehr- und Wanderjahre mehr, kein Irren und Wirren. Es ist uns nicht länger erlaubt, das eine und das andere zu tun, bis wir bei Nummer sieben erkennen, was uns wirklich liegt. Praktika waren einst ein Weg, das herauszufinden. Heute sind sie das Instrument der Unternehmen zu schauen, ob wir konform genug für sie sind.

Vor den Zeiten von Helmut Kohl und Margaret Thatcher hat es Bücher zu diesem Schauen, zu diesem Irren und Wirren gegeben, Klassiker der Literatur. *Aus dem Leben eines Taugenichtes* ist so ein Buch oder *Der Fänger im Roggen*. Die Vorstellung, ein junger Mensch würde dem Ideal der Selbstbestimmung folgen und heute hier hin, morgen da hin reisen, der Liebe folgend, nicht wissend was ist, was sein wird, dabei unbeeinträchtigt und froh, würde Eltern in den Wahnsinn

treiben. Sie verzweifeln ja schon, wenn das Studienfach gewechselt wird.

Natürlich kann man mit und an einer Idee scheitern und das wird in vielen Fällen tragisch sein. Aber man kann die Dinge auch aus dem Himmel der Vollkommenheit herunterholen. Mann kann das Ausprobieren, das sich Zeit nehmen, das sich Umgucken und auch das sich Irren so wie früher als Teil der Persönlichkeitsentwicklung betrachten. Es geht nicht nur darum, Scheitern als Chance zu begreifen. Also sich zu fragen, was habe ich falsch gemacht, warum hat etwas nicht geklappt und daraus seine Lehre zu ziehen. Es geht auch darum, weg zu kommen von dem großen Ideal der Vollkommenheit und Dinge, die nicht gelingen, als etwas zu sehen, das man ausprobiert hat. Eine Erfahrung, die einen bereichert und formt.

Einige der Experten, die Christoph Kucklick in seinem Text zu Wort kommen lässt, versuchen eine Kultur des Scheiterns zu etablieren. Sie wollen die Lehren, die sich aus dem ein und dem anderen Fehler ziehen lassen, anderen zugänglich machen. Auf das ihnen die Fehler nicht unterlaufen. Das ist einerseits toll. Andererseits steckt auch hier wieder ein Optimierungsgedanke dahinter, der unsympathisch ist. Nach dem Motto „Scheitern muss sich lohnen!“ wird die Ökonomisierung des Verfehlens als neue Sau durchs Dorf der Global Winner getrieben.

Wenn alles immer besser, immer perfekter wird, dann werden überbordende Ansprüche zum Maßstab. Jeder, der sie nicht erfüllt, scheitert.

Das ist mir zu viel. Ich möchte nicht jede veränderte Situation in meinem Leben als Scheitern verstehen müssen. Ich möchte einen Beruf ausprobieren können und feststellen, er liegt mir nicht, ohne gescheitert zu sein. Ich möchte meinen Partner in die Wüste schicken können, ohne dass es heißt, dass die Beziehung gescheitert sei. Und ich möchte mir mein Recht bewahren, auf das, was als Scheitern verstanden wird. Ich möchte nicht vom Schulabschluss gradlinig an mein Lebensende marschieren, mit einer Ausbildung und passendem Beruf, in einer Stadt, mit einem Menschen an meiner Seite und alle fünf Jahre wird ein neues Auto gekauft. Ich möchte links und rechts gucken und schauen, was mir gefällt. Das möchte ich wählen können und wenn es nicht mehr passt, etwas anderes machen. Wenn die Anderen so blöd sind, dann sollen sie es scheitern nennen. Ich nenne es leben.



Wer nichts macht, macht nichts falsch Über Filme von Joel und Ethan Coen



Wer nicht mehr scheitern will, muss das Scheitern abschaffen. Also die Idee des Scheiterns, die in der alltagsökonomischen Wahrnehmung unserer Tage die Abwesenheit von Erfolg meint. Scheitern heißt heute Etwas-falsch-gemacht-zu-haben, heißt Scham, heißt Einsamkeit. Frohgemut kann über das Scheitern nur erzählen, wer es weit hinter sich gelassen, wer zum Erfolg gefunden hat. Das macht die Geschichten vom Scheitern so langweilig: Von der Ebene betrachtet, auf der sie geschehen, sind sie traurig und erscheinen verachtenswert; nichts, womit zu tun haben will, wer noch an Erfolg glaubt. Aus der Warte des Erfolgs, der sich herunterbeugt, um sich an frühe Fehlschläge zu erinnern, wirkt das Scheitern selbstgefällig und wohlfeil; es erscheint nur als Accessoire zur Aufhübschung einer Erfolgsgeschichte.

Matthias Dell ist Filmredakteur beim „Freitag“ und Autor für „Cargo“ und „epd Film“.

Für eine Vermittlung zwischen diesen beiden unmöglichen Positionen, als dritte Variante, nämlich originell vom Scheitern zu erzählen, bietet sich das Werk der Brüder Joel und Ethan Coen an. Es umfasst 16 abendfüllende Spielfilme innerhalb von 30 Jahren seit *Blood Simple* (1984), und zu sagen, dass das Scheitern darin wiederkehrendes Motiv ist, wäre keine besonders aufregende Erkenntnis. Das Scheitern früher, das ganz alte, das antike Scheitern, war eine Bedingung des Tragischen, folglich kommt es als Rest in den Nachfolgemodellen der Tragödie vor. Spezifisch ist, wie die Coens vom Scheitern erzählen, oder besser noch: von seinen Agenten, die in der erfolgsgetriebenen Wahrnehmung des Heute verächtlich Loser heißen.

Vor Trostlosigkeit und Verachtung schützt Komik. Und ein Zugriff auf Erzählformen, der auf eine reflektierte, sehr zarte Weise parodistisch ist. Das kann man etwa in *Inside Llewyn Davis* (2013) sehen, dem jüngsten Film von Joel und Ethan Coen. Schon der Titel identifiziert die Zuschauer mit dem Protagonisten, einem Folkmusiker, dessen Partner sich kürzlich umgebracht hat und der nun, auf sich gestellt, einen neuen Weg finden muss, eine Karriere. Die Figur des Llewyn Davis (Oscar Isaac) ist fiktiv (auch wenn sie sich an einem realen Vorbild orientiert, Dave Van Ronk), das Muster, das der Film touchiert, ist die Künstlerbiografie, die sich hier in einem relativ kurzen, klar umrissenen Zeitraum ereignet: dem Winter 1960/61 in der New Yorker Folkszene, kurz bevor Bob Dylan der Musik zu neuer Popularität verhelfen wird.

Die Künstlerbiografie ist eine prototypische Erzählung von der Überwindung des Scheiterns, alle Bestrebungen zielen auf Durchbruch, alles Leid, alle Enttäuschung, jeder Rückschlag gilt als Investition, die sich einmal durch Bedeutung und Wohlstand auszahlen soll. Mit diesen Erwartungen folgt man Llewyn Davis und seinen unruhigen Bewegungen durch die Zeit, wobei die Abwegigkeit der Ausflüchte den Glauben an die Erlösung durch Erfolg zu erhöhen scheint. Dafür steht die lange Passage nach Chicago zu einem Manager, von dem Davis sich etwas verspricht. Und für die er im Auto den defätistischen Jazzmusiker Roland Turner (John Goodman) erträgt auf einer Nachtfahrt, die in gemäldegleichen Tableaus kühl illuminiertes Raststätten Pause macht. Am Zielort löst sich die Hoffnung nicht ein, Davis erhält keinen Vertrag, bekommt keinen Auftritt, kein Geld. Und die Chance, Teil eines Trios zu werden, das bald kommerziell erfolgreich sein soll, lehnt er ab.

Raffiniert an *Inside Llewyn Davis*, an dem Entwurf desjenigen, der keinen Erfolg haben wird, obwohl sich der Film nur für ihn interessiert, ist die Coolness des Protagonisten. Davis sieht besser aus als seine Kollegen, er wirkt smarter und spielt keine schlechte Musik. Aber am Ende ist er es, der verschwinden muss und auf dem Weg dahin noch verprügelt wird hinter dem Gaslight Café, während drinnen gerade Bob Dylan auf der Bühne steht. Der Film kommt damit auf seine Anfangsszene zurück, aber diese Kreisbewegung befreit Llewyn Davis nicht etwa aus seinem Scheitern, sondern lässt ihn damit allein. Wie die Katze, die letzte Begleiterin, die Davis sardonischerweise in dem Moment vom Arm springt, als das Werbeplakat eines Disney-Films für ungewöhnliche Freundschaft wirbt.

Der Versuch einer Rationalisierung des Scheiterns produziert bei einer so widersprüchlich inszenierten Figur wie Llewyn Davis nur Phrasen: Es hat halt nicht gereicht, es fehlte das gewisse Etwas. Solche vagen Erklärungsmodelle führen in Richtung des alten Scheiterns. Grob gesagt hat sich mit der Erfindung des Subjekts auch das Scheitern privatisiert: Wo hinter Antigone oder Ödipus noch ein Schicksal stand, dem nicht zu entkommen war, muss sich der Hartz-IV-Empfänger heute von der öffentlichen Wahrnehmung sagen lassen, dass er könne, wenn er nur wolle, und seines eigenen Glückes Schmied sei. Oder in den Worten des Coen-Films *Barton Fink* (1991), in dem die Urteile

des gleichnamigen Drehbuchautors (John Turturro) von dem Filmproduzenten, der ihm gegenüber sitzt, vom Tisch gewischt werden: „Wenn Ihre Meinung zählen würde, wären Sie hier der Boss.“

Llewyn Davis scheitert also in der Moderne auf eine eher antike Weise, es liegt nicht, oder zumindest nicht nur an ihm, dass die Dinge den Lauf nehmen, den sie nehmen. Damit ist er Larry Gopnik, dem Protagonisten aus dem Coen-Film *A Serious Man* (2009), nahe. Der bewegt sich offensichtlich in einem – religiösen – Referenzsystem, in dem das Scheitern nicht mit dem Finger auf einzelne Leute zeigt, sondern Teil einer größeren Ordnung ist. Larry Gopnik (Michael Stuhlbarg) ist ein moderner Hiob, der in den sechziger Jahren in einer jüdischen Community im Suburbia des Mittleren Westens lebt. Es geht für ihn nicht darum, das Scheitern abwenden zu können und stattdessen Erfolg zu haben, sondern allein darum, nicht zu verzweifeln über allem, was schiefeht in seinem Privat- und Berufsleben – und eigentlich geht alles schief (Arzt diagnostiziert Krankheit, Frau verlässt ihn, Student erpresst ihn, Bruder wird irre, Nachbar stresst – und für alle entstehenden Kosten muss Gopnik sowieso aufkommen). Die Verzweiflung, das Ende der Zuversicht, des Glaubens an die Richtigkeit auch der falschen Dinge, bedeutete die Privatisierung des Scheiterns: Warum ich? Dass solche Fragen in den größeren Zusammenhängen, die der Film verschmitzt aufruft, keinen Anspruch auf Bedeutung haben, zeigt die im Grunde unerträgliche Pointe, vor der fröhlich abgeblendet wird: Am Ende rast ein Tornado auf Larrys Wohnort zu, und es ist offen, ob der Bunker, in den die Schulkinder fliehen, davor wird schützen können.

In Ungewissheit, frei von falschem Mitleid und großer Verachtung, bleiben die großen Scheiterer der Coens zurück, also Llewyn Davis, Barton Fink und Larry Gopnik. Der einzige Coen-Charakter, der sich darin unterscheidet, der, wenn man so will, triumphiert, obwohl ihm nichts gelingt, ist der Dude aus *The Big Lebowski* (Interessanterweise sind *The Big Lebowski*, *A Serious Man* und bislang wohl auch *Inside Llewyn Davis* sowie *The Man Who Wasn't There*, in dem ein antriebsloser Friseur bis in den Tod scheitert, die kommerziell mit Abstand am wenigsten erfolgreichen Filme der Coens seit dem Durchbruch *Fargo*). Der Dude ist eine durchweg positive und für das Werk der Coens vermutlich zentrale Figur, auch wenn diese Meinung im ersten Moment nur in Kiffer-Kreisen auf ungeteilte Zustimmung stoßen wird. Die besondere Rezeption von *The Big Lebowski* als Kultfilm eines bestimmten Publikums verstellt allerdings den Blick auf seine Größe.

Denn *The Big Lebowski* versteht seine Erzählung vom Scheitern auch politisch. Der Film spielt 1990, im Fernsehen ist einmal George Bush sr. zu sehen, der den Überfall des Irak auf Kuwait verurteilt. Als wenig später der Dude (Jeff Bridges) sich von Namensvetter Jeffrey Lebowski (David Huddleston) Vorhaltungen über seinen Lebenswandel machen lassen muss ("Are you employed?"), antwortet er mit einem Bush-Zitat aus der laufenden Auseinandersetzung: "This aggression will not stand." Das sind nicht die einzigen politischen Händel, die als Probleme in den tendenziell entspannten Alltag des Dude übersetzt werden. Einen Regelverstoß beim Bowling markiert Kumpel Walter mit der Begründung, das sei nicht Vietnam, sondern Bowling – da gebe es Regeln. Durch den choleralischen Walter, der alles und jedes in Zusammenhang mit seiner Vietnamkriegserfahrung bringt, wird *The Big Lebowski* zu einem Echoraum dieses amerikanischen Scheiterns.

Der Film steht im Schatten des Traumas Vietnam (das im Irak zumindest auf der Ebene der Soldaten zur Spielzeit des Films gerade reproduziert werden soll), er handelt in gewisser Weise davon, wie nach beziehungsweise mit der Niederlage gelebt werden kann. Der Dude ist anders als Walter kein Veteran, er erzählt die Geschichte verlorener Hoffnungen von anderer Seite her. In einem Gespräch mit der Big-Lebowski-Tochter Maude (Julianne Moore) erklärt er sich als einer der *Seattle Seven* ("That was me and, uh, six other guys."), einer radikalen Anti-Vietnam-Bewegung. Als 68er hat der Dude in seiner gänzlichen unambitionierten Existenz, die den tanztheateraffinen Vermieter dennoch schwer beeindruckt, einen dritten Weg gefunden – er hat sich nicht in den politischen Auseinandersetzungen von damals radikalisiert und gleichzeitig ein Renegatentum ausgeschlagen, das in reaktionären Wohlstand geführt hätte. Im Dude – und davon zeugt auch seine Unfähigkeit, sich in bestimmten Fragen selbst zu erklären – bleibt etwas unausgesprochen. Es geht nicht um Erfolg oder Misserfolg, weshalb tragischerweise mit Donny (Steve Buscemi) die Figur sterben muss, die sowieso nie da war. "The Dude abides", heißen die letzten, erratischen Worte, die der ebenso erratische Erzähler wiederholt. Der Dude hält durch, der Dude harrt aus.

Wer nichts macht, macht nichts falsch, heißt ein deutsches Sprichwort, das normalerweise einen negativen Klang hat. In *The Big Lebowski* wird es ins Positive gewendet: Wer nicht mehr scheitern will, muss das Scheitern abschaffen. Das lehrt das Beispiel des Dude.

Mehr als Haut und Blut und Knochen

Scheitern fühlt sich an, wie ein Hämatom, das nach und nach verschwindet.

Zerschellen, Schiffbruch erleiden, baden gehen, daneben gehen, platzen, quer gehen, zu Grunde gehen, verlieren, eine Schlappe erleiden, fortfallen, ausfallen, schiefgehen, ins Wasser fallen, misslingen, fehlgehen, missglücken, missraten, durchfallen, schiefgehen, verfehlen, fehlschlagen, stranden, straucheln, Misserfolg haben, Pech haben, auffliegen, zusammenbrechen, untergehen, erfolglos sein. Scheitern. Wie man es dreht und wendet, es fühlt sich jedes Mal an wie ein Hämatom, das nach und nach verschwindet. Wenn wir Glück haben.

Unsere ganz persönliche Niederlage Schmerz als Beweis

Blaue Flecken sind Blutungen unter der Haut. Oft nach Gewalteinwirkung von außen. Einem Schlag von uns selbst oder anderen. Einem Sturz durch Unachtsamkeit. Einer Fehlentscheidung. Den Umständen. Es gibt keinen Regelfall. Aber das Unglück hinterlässt Spuren, die durch die Haut zu sehen sind. Die Auflösung des solchen lässt sich anhand des Farbspektrums verfolgen. Zuerst platzen die Kapillaren auf und Blut tritt ins Gewebe. Das ist der Moment. Kopf sowie Bauch spüren auf der Stelle, dass wir unmittelbar getroffen wurden. So fühlt sich unsere ganz persönliche Niederlage an, sie sitzt uns direkt über den Muskeln und bringt alle Nerven zum Zittern. Schmerz als Beweis.

Wir prüfen auch das umliegende Areal, schauen sehr genau hin, der Verstand hat sich aufgesetzt

Danach gerinnt das Blut in Dunkelrot-Blau. Wir sammeln die Scherben auf, während wir immer wieder vorsichtig den kalten Finger auf die Stelle legen. Die Fingerkuppe pocht, das Herz funktioniert noch. Wir tasten ab, ob nicht doch etwas in uns zu Bruch gegangen ist, mehr noch als Unterhautgewebe. So prüfen wir auch das umliegende Areal, schauen sehr genau hin, der Verstand hat sich aufgesetzt. Wir fertigen eine Liste an von den Dingen, die noch funktionieren. Eine andere für die, die defekt sind, ob für den Moment oder langfristig vermögen wir noch nicht auszumachen. Es geht erst einmal nur um den Moment, die Perspektive auf mehr hat sich vorsorglich zurückgezogen. Das Scheitern als Prozess ist abgeschlossen, die kleinen Splitter rutschen zwischen die Dielen, die Scherben in den Müllbeutel.

Elisabeth Rank ist Schriftstellerin und Publizistin.

Wenn die Haut Blau-Schwarz wird, baut unser Körper das Hämoglobin zu Choleglobin ab. Die unübersehbare Stelle schmerzt noch, am schlimmsten

aber ist, wie das Scheitern dort plakatahnlich herumhängt und wir nicht drum herum kommen. Es hilft nicht, den Blick zu senken, wir schleppen das Hämatom wie eine Aufforderung zur Schonhaltung herum. Die Erkenntnis schiebt sich langsam wie eine kalte Hand auf unseren unteren Rücken. Aufrichten, trotz allem zurückfinden.

Wenn das Hämoglobin zu Biliverdin wird, wird unsere Haut dunkelgrün. Im Grün läge die Hoffnung sagen manche, auf der Haut sieht es immer noch wie ein Fremdkörper aus, im Leben übrigens auch noch. Es sei denn, man verwendet die Verletzung als Tarnung und rollt sich zwischen Moos und Halmen zusammen. Nach einiger Zeit fransen die Ränder des Hämatoms aus, wir bekommen eine Vorstellung davon, wie das Leben davor aussah, wie es nun aussehen kann.

Schön ist es nicht, wenn es dem Ende zugeht. Wird das Hämoglobin nun zu Bilirubin, erkennen wir diese Phase an gelb-brauner Färbung. Wie altes, abgeschütteltes Laub, das liegt und wartet, bis der Winter kommt. Unser Scheitern liegt nun schon eine Weile zurück, wir haben uns abgefunden, wir gehen wieder halbwegs aufrecht, manchmal ziehen wir uns abends das T-Shirt über den Kopf und betrachten im Spiegel die Stellen, an denen es uns erwischt hat. Nicht mehr fürsorglich, denn der Rest muss sich jetzt selbst versorgen. Mitunter kommt es vor, dass wir monatelang mit diesen Flecken herumlaufen, dann braucht es genau diese Zeit. Wir bereiten uns vor, machen schüchterne Pläne für etwas Neues, das ohne Vorwürfe auskommt. Wenn wir gut sind, versteht sich. Wir ermahnen uns zu sorgsamer Langsamkeit und nur kleinen Euphorien. Wir haben überlebt, aber es sieht immer noch scheiße aus.

Es kann passieren, dass wir uns erschrecken, wenn alles vollständig verschwunden ist, die Haut wieder aussieht wie zuvor. Wir wieder so sind, wie wir uns vorher in Erinnerung hatten, nur mit erneuerter Struktur, etwas versetzt vielleicht, aber immer noch wir.

Event

How the elements solidify!—
The moonlight, that chalk cliff
In whose rift we lie

Back to back. I hear an owl cry
From ist cold indigo.
Intolerable vowels enter my heart.

The child in the white crib revolves and sighs,
Opens its mouth now, demanding.
His little face is carved in pained, red wood.

Then there are the stars—ineradicable, hard.
One touch: it burns and sickens.
I cannot see your eyes.

Where apple bloom ices the night
I walk in a ring,
A groove of old faults, deep and bitter.

Love cannot come here.
A black gap discloses itself.
On the opposite lip

A small white soul is waving, a small white maggot.
My limbs, also, have left me.
Who has dismembered us?

The dark is melting. We touch like cripples.

Vorfall

Wie sie erstarren, die Elemente!—
Das Mondlicht, dieser Kreidefelsen,
Wir liegen in seiner Spalte,

Rücken an Rücken. Ich höre den Ruf einer Eule
Aus ihrem kalten Indigo.
Unerträgliche Vokale dringen in mein Herz.

Das Kind in seinem weißen Bettchen dreht sich und seufzt,
Öffnet jetzt seinen Mund, fordernd.
Sein kleines Gesicht ist in schmerzerfülltes, rotes Holz geschnitzt.

Dann sind da die Sterne—unausrottbar, hart.
Eine Berührung: sie brennt und macht krank.
Ich kann deine Augen nicht sehen.

Wo die Apfelblüte die Nacht glasiert,
Gehe ich umher in einem Ring,
Einer Furche alter Fehler, tief und bitter.

Liebe kann nicht hinterherkommen.
Eine schwarze Lücke offenbart sich.
Auf der anderen Lippe

Winkt eine kleine, weiße Seele, eine kleine, weiße Made.
Auch meine Glieder haben mich verlassen.
Wer hat uns verstümmelt?

Das Dunkel zerrinnt. Wir berühren uns wie Krüppel.

Stillborn

These poems do not live: it's a sad diagnosis.
 They grew their toes and fingers well enough,
 Their little foreheads bulged with concentration.
 If they missed out on walking about like people
 It wasn't for any lack of mother-love.

O I cannot understand what happened tot hem!
 They are proper in shape and number and every part.
 They sit so nicely in the pickling fluid!
 They smile and smile and smile and smile at me.
 And still the lungs won't fill and the heart won't start.

They are not pigs, they are not even fish,
 Though they have a piggy and fishy air—
 It would be better if they were alive, and that's what they were.
 But they are dead, and their mother near dead with distraction,
 And they stupidly stare, and do not speak of her.

Totgeboren

Diese Gedichte leben nicht: eine traurige Diagnose.
 Dabei wuchsen sie gut, ihre Zehen- und Fingertriebe.
 Ihre kleinen Stirnen schwellen vor Konzentration.
 Wenn sie es nicht schafften herumzulaufen wie Menschen,
 Lag's nicht an einem Mangel an Mutterliebe.

Ach, ich kann nicht verstehn, was mit ihnen passiert ist!
 Sie sind richtig in Form und Anzahl und allem Drumrum.
 Sie sitzen so nett in der salzigen Flüssigkeit!
 Sie lächeln und lächeln und lächeln mir zu.
 Und doch füllen die Lungen sich nicht und das Herz bleibt stumm.

Sie sind keine Schweine, sie sind noch nicht einmal Fische,
 Obwohl sie ein schweiniges, fischiges Wesen haben—
 Es wär besser, wären sie lebendig, und das ist's, was sie waren.
 Doch sie sind tot, und die Mutter fast tot vor Verzweiflung,
 Und sie starren blöde und wollen nichts von ihr sagen.

fleißig,
freundlich,
gut,
tüchtig,
gesund

fleißige Menschen,
freundliche Menschen,
fröhlich fröhliche Menschen,
gute Menschen,
tüchtige Menschen,
d gesunde Menschen

ein fleißiger Mensch,
ein freundlicher Mensch,
ein guter Mensch,
ein tüchtiger Mensch,
ein gesunder Mensch,

frisches Fleisch,
frisch frische Milch,
frisches Obst,
frische Wäsche,
frisches Gemüse,
frisches Wasser,
frisches-Ø frischer Fisch,
frischer Wind

Wer schlägt die Nägel?
Wer schneidet das Pa Papier?
Wer wischt die Tische ab?

Womit schlag schlägst du die Nägel ein?
Womit schlag schlägst s schneidest
du Papier?
Womit wischt du den Tisch?

(gekürzt)
1 Roch

S. 89 Nr. 7, 8, 9, (10), 11, 12, L.B.

Ich schreie n in den Wald. Ich
schreie in den Tunnel. Ich schreie
in das leere Haus.

Ich schrie in den Wald. Ich schrie in
den Tunnel. Ich schrie in das leere
Haus.

ein falsches Wort,
eine falsche Aufgabe,
ein falsches Ergebnis?

wir beobachten,
ihr beobachtet,
ich beobachte,
er bo beobachtet,
du beobachtest

Berichtigung
beobachtet, beobachten, beobachtet,
beobachte, beobachtest

Ich besuche meine Großeltern.
Ich besuche meinen Onkel.
Ich besuche meine Tante.

Besuchst du heute deine Großeltern?
Besuchst du heute deinen Onkel?
Besuchst du heute deine Tante?

der Wetterbericht,
der Zeitungsbericht,
A der Arbeitsbericht,

der Kinobesuch,
der Hausbesuch,
der Schul-

eine leichte Aufgabe,
ein leichter Ball,
ein leichtes Kleid

schwer und leicht,
gu nt und schlecht,
richtig und falsch

Manche Aufgaben rechnen wir im Heft.
Manche Aufgaben rechnen wir im Kopf.
Manche Aufgaben rechnen wir im Buch.
Manche Aufgaben rechnen wir auf einem
Blatt Papier.

Gestern rechneten wir die Aufgabe
im Heft.
Gestern rechneten wir die Aufgabe
im Kopf.
Gestern rechneten wir die Aufgabe
im Buch.
Gestern rechneten wir

+ Ich schreibe nicht gleich drauf los.
Vorher lese ich mir die Aufgabe genau
durch.
Jeder Jedes Wort schaue ich mir
Vorher genau an.

Ein hohler Zahn tut weh. Ein Bericht
muß immer wahr sein.

An einem kühlen Tag ziehe ich
warme Kleider an.

die Uhrzeit,
das Fähnchen,
die Wahrheit,
der Ohrring

Uhr-zeit,
Wahr-heit,
Ohrring

der Lehrer – die Lehrerin?
der Fahrer – die Fahrerin^f
der Eisenbahner – die Eisenbahnerin?
die Fahrerin

Wen siehst du wenn
du früh zur schule gehst?

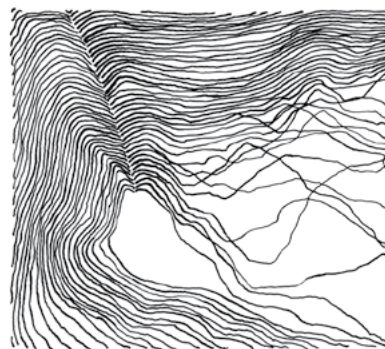
Du übersihst den Fehler
wenn du niht nicht aufmerksam
nachliest.

An wen denkst du,
wenn du am Lichtschalter drehst?

„Wenn es zu hart wird, verschwinde ich“

Ich hoffe, dass aus mir einmal eine interessante Lady, Hausfrau, Mutter und eine gute Freundin für alle meine Bekannten wird. Was auch immer ich unternehme, ich werde versuchen, es zum Erfolg zu führen. Denn wenn ich irgendetwas nicht leiden kann, dann ist es Scheitern.“

einen Studiogast und dessen Frau herumgeführt und sich dann entschuldigt, sie müsse noch ihre Nachrichtenmoderation schreiben. Sie setzte sich an die Schreibmaschine und tippte ihren Text.



Als sie mit Blaulicht auf dem Weg in die Notaufnahme des Krankenhauses war, fand man auf ihrem Tisch den mit ihrem eigenen Blut getränkten Nachrichtentext, in dem sie beschrieb, wie sie ins Sarasota Memorial Hospital gefahren wurde und dass ihr Zustand kritisch sei. Sogar wer sie als Moderatorin ersetzen würde, sagte sie richtig voraus.

Wenige Tage zuvor war sie mit Mike Simmons, dem Nachrichtenchef, in einen erbitterten Streit geraten, weil er eines ihrer Stücke zugunsten eines Berichtes über eine Schießerei gekürzt hatte. Der Inhaber des Senders hatte seine Belegschaft dazu angehalten, sich der Einschaltquoten wegen auf die sensationsheischenden Nachrichten zu konzentrieren, „blood and guts“, wie Chris diese Berichte über Gewalt und Verbrechen abschätzig nannte.

Kurz bevor Chris am nächsten Tag starb, gab ihre Mutter Peg Chubbuck einem Lokalreporter ein Interview. Sie schilderte, wie deprimiert ihre Tochter gewesen sei. Dass sie zwar diesen Job gehabt und ihn geliebt, davon abgesehen aber über kein Sozialleben verfügt habe – keine engen Freunde, keine Beziehung oder auch nur die Aussicht auf eine. Mit ihrem 30. Geburtstag am 24. August hätte sie endgültig als alte Jungfer gegolten. Im Jahr zuvor war ihr ein Eierstock entfernt worden. Die Ärzte hatten ihr gesagt, wenn sie je Kinder haben wolle, müsse das in den nächsten zwei Jahren geschehen. Sie lebte in einer Art WG mit ihren zwei besten Freunden: ihrem jüngeren Bruder Greg und ihrer Mutter. Diese sah in Chris' Unglück über ihr Privatleben den Grund für den Selbstmord ihrer Tochter. Sie litt an einer Depression, die Welt erschien ihr entweder Schwarz oder Weiß und nichts dazwischen.

Christine Chubbuck war 15, als sie das in ihr Tagebuch schrieb. Nahezu anderthalb Jahrzehnte später, am 14. Juli 1974, saß sie am Moderationstisch von Channel 40, dem Lokalfernsehsender in Sarasota, Florida, für den sie als Reporterin und Moderatorin arbeitete. Es war ein Montagmorgen, 9:30 Uhr, ihre tägliche Sendung hieß *Suncoast Digest*. Christine warf ihre langen schwarzen Haare zurück und ihre Lippen zuckten leicht, bevor sie ihr Moderationsskript umblätterte. Sie schaute auf das Papier und las: „Gemäß des Grundsatzes dieses Senders, Ihnen stets das Neueste in Sachen“ – hier schaute sie auf und direkt in die Kamera – „Blut und Eingeweide zu präsentieren, und zwar live und in Farbe“, – sie sah nun wieder auf das Blatt vor sich – „zunächst zu etwas anderem: einem versuchten Selbstmord.“ Mit der rechten Hand griff sie unter den Tisch und zog einen Revolver hervor. Sie legte ihn an der Rückseite ihres Kopfes an, hinter dem Ohr, ungefähr da, wo der Hals beginnt, und drückte ab. Es gab einen lauten Knall und der Druck wehte ihr das Haar vors Gesicht, als wäre es von einer Windböe erfasst worden. Ihre Miene verzerrte sich, bevor ihr Oberkörper nach vorn kippte, mit einem dumpfen Geräusch auf den Tisch aufprallte und schließlich langsam darunter verschwand. Ihr Kameramann dachte zunächst, sie hätte sich einen sehr, sehr schlechten Scherz erlaubt. Manche Zuschauer riefen erbost über den vermeintlichen Witz beim Sender an, andere riefen die Polizei.

Christine war am Morgen mit auffallend guter Laune im Studio erschienen, sie war geradezu enthusiastisch. Sie, die von allen nur Chris genannt wurde, war 1,75 Meter groß, schlank und braungebrannt, sie trug an diesem Tag ein schwarz-weiß gemustertes Kleid, ihre langen schwarzen Haare glänzten. Sie hatte

Chris hatte immer Probleme gehabt, Anschluss zu finden. Bereits in der Highschool hatte sie den Dateless Wonder Club gegründet, für Mädchen wie sie, die jeden Samstagabend allein verbrachten. Trotz ihres guten Aussehens, ihrer Intelligenz und des selbstbewusst scheinenden Auftretens war sie sehr unsicher. Als jemand vom Sender einmal vorschlug, die damals aktuelle Miss Florida für das Verlesen des Wetterberichtes zu engagieren, befürchtete Chris, ihre Sendung an die Schönheitskönigin zu verlieren. Komplimente wies sie zurück, war immer sehr harsch und unnahbar. Gleichzeitig wirkte sie auf andere geradezu bedürftig. Man merkte ihr an, wie verzweifelt sie auf der Suche nach Freunden war und die meisten Leute fühlten sich davon überfordert. Es gelang ihr nicht, Verbindungen zu Menschen außerhalb ihrer Familie aufzubauen. Keiner der Männer, mit denen sie auf ein Date ging, wollte sie ein zweites Mal sehen. Zu ihrer einzigen Freundin Andrea Kirby sagte sie einmal: „Ich hätte gern jemanden, nur für eine Woche, den ich wirklich liebe und der mich wirklich liebt.“

Die 32-jährige Kirby arbeitete als Sportreporterin für Channel 40, würde aber bald nach Baltimore ziehen, wo sie einen Job bei einem größeren Sender gefunden hatte. Chris hatte herausgefunden, dass Kirby mit George Peter Ryan ausging. Ryan, der von seinen Freunden Gorgious George genannt wurde, war Aktienhändler und bei Channel 40 für die Börsen-nachrichten zuständig. Chris war seit einiger Zeit in Ryan verliebt und hatte beschlossen, dass er derjenige war, der ihr helfen könne, ihrem Leben endlich Sinn zu verleihen. Sie tauchte mit einem Kuchen auf seiner Geburtstagsparty auf und ließ ihn wissen, dass sie zu haben sei. Doch Ryan interessierte sich nicht für sie. Wie er später in einem Interview sagte, fand er sie anfangs nervig und unattraktiv. Sie kam ihm unweiblich vor mit ihrem Männerjob, in dem sie auch noch besser war als viele Männer. In der Woche vor ihrem Tod erschien sie ihm jedoch wie ausgewechselt. Als er sie im Studio traf, flirtete und scherzte sie mit ihm und setzte sich auf seinen Schoß. Aber als er sie am nächsten Tag fragte, ob sie mit ihm ausgehen wolle, verneinte sie. Erst später ging ihm auf, dass sie da schon beschlossen hatte, zu sterben – ihrem Leben, das ihr wie ein einziges Scheitern vorkam, ein Ende zu setzen. Dieses Wissen machte sie gleichzeitig mutig und distanziert.

Ein paar Wochen vor ihrem Tod hatte Chris ihrem Chef vorgeschlagen, ein Stück über Selbstmord zu produzieren. Er gab ihr sein Okay. Chris rief beim örtlichen Polizeirevier an und befragte einen Officer zu verschiedenen Selbstmordmethoden. Der erzählte ihr, die sicherste Art und Weise zu sterben, sei durch den Schuss eines 38-kalibrigen Revolvers. Er ließ Chris auch wissen, dass nur ein Schuss durch den unteren

Hinterkopf Herz- und Lungenfunktion am sichersten tödlich verletze.

Ihre Mutter sagte, sie war nicht weiter überrascht von der Tat. Chris war jahrelang in Therapie gewesen, nachdem sie 1970 ein erstes Mal versucht hatte, sich mithilfe einer Überdosis Pillen umzubringen. Gegenüber ihrer Familie hatte sie immer wieder die Möglichkeit eines Selbstmordes erwähnt, es war ihr Notfallszenario. „Wenn das Leben zu hart wird, verschwinde ich“, hatte sie mal gesagt. „Wenn ich es nicht mehr ertragen kann, bin ich weg.“ Was Peg Chubbuck allerdings überraschte, war, dass Chris sich dafür entschieden hatte, vor aller Augen zu sterben. Es war ihre Art von Rache für die Gier des Senders nach blutigen Neuigkeiten. Vor allem aber bekam sie so die Anerkennung und Aufmerksamkeit, die sie ihr ganzes Leben lang gesucht hatte. Christine Chubbuck war der erste Mensch, der live im Fernsehen Selbstmord verübte. Und alle sahen zu.

Dieser Text basiert auf Sally Quinns Artikel „Christine Chubbuck, 29, Good-Looking, Educated. A Television Personality. Dead. Live and in Color.“ erschienen am 4. August 1974 in der „Washington Post“.

Anne Waak schreibt für „Spex“, „Welt am Sonntag“ und „Monopol“.

Die Gummitierkarawane nach Tschechien

Steven Solbrig
studiert Kreatives
Schreiben und
Kulturjournalismus
in Hildesheim.

Am Anfang ist da so viel Nähe in der Ferne, dass man aneinanderklebt und fast gezwungen ist, alles irgendwie positiv zu sehen. Doch das wäre jetzt zynisch. Der Weg einer Long Distance Relationship ist immer eine unendliche Strecke, solange bis man links oder rechts von ihrem Rand fällt und der Zug weiterfährt, nach Osteuropa.

HH (D)

Es sind zwölf Monate aus Gelatine und Kristallzucker, die es nicht mehr geben wird, wenn ich das letzte Stück, die Erdbeere, aufesse: – Cilka, wären wir beide nur der Gummitierroute vom Fensterbrett bis nach Tschechien fata-morganert. Wäre es nur eine geerbte Marotte väterlicherseits; seine Angewohnheit manisch, schwuchteliger Fürsorglichkeit, vernarbt aus der Ehe mit einer depressiven Sudetendeutschen. Deswegen, aber vielleicht wegen Cilka, für ihr Lächeln, darum all die Gummitiere, die ich ihr nachts, schlaflos aufs Fensterbrett legte, bis sie mich verlassen würde, heute.

Es ist eine letzte, kleine Erdbeere, sie ist alles, was übrig bleibt. Sie und ein Ticket auf Thermopapier, Ziel Praha Hlavní Nádraží. – Irgendwann hatte ich mir vorgenommen, ihr nicht zu verzeihen, dass sie nie eines der Gummitiere essen wollte, denke ich, mit der kleinen Erdbeere in der Hemdbrusttasche, während der EC 175 anfährt, nach vorn.

DD (D)

Die roten Augen vertrocknen schlaflos an der Scheibe des Zugs und beinahe ist da Tschechien: – Es sticht, vor allem in der Lunge. Auch das ist vererbt: – Mein Bruder bekam hier im Kinderwagen vom Smog Asthma. 23 Jahre später, morgen, würde ich sicherlich für zwei Wochen mit dem Rauchen aufhören, in Ostrava mit drei! und seinen Smog – jízada zdarma – Schildern und nach diesem suchen: Nach freiem Nahverkehr zwischen ihr und mir. Doch in Tschechien liebt man sich zwischen den Bäumen oder mit 18 Beinen in einem Zimmer. – Cilka, wir müssen uns im Wald von Krásná geliebt haben.

DC (CZ)

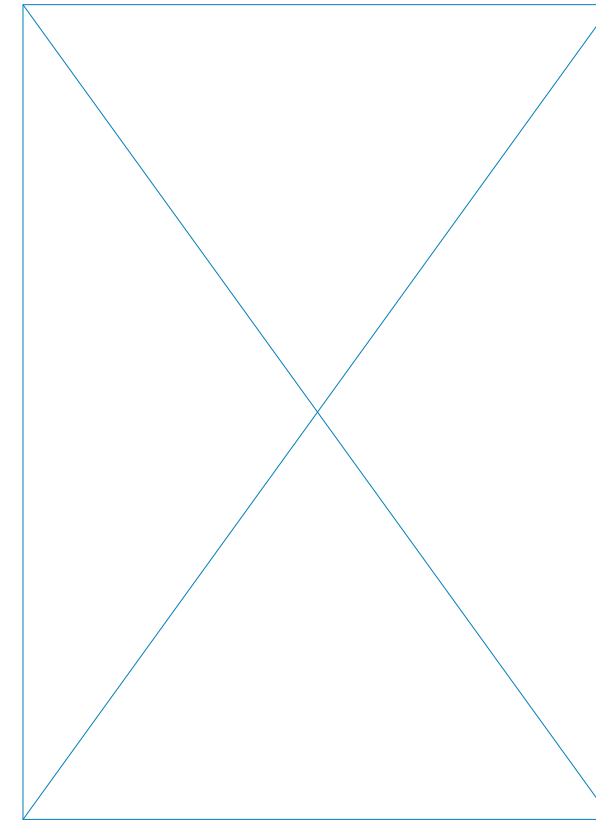
Tschechien ist ein Drogenspürhund, der mit fettigen Fingern nach dem Pass grabst und mit lallendem R nach dem Grund des Besuches fragt: – Es ist wegen dem polnischen Chefspüler. Der Spiegeltrin-

ker hatte sie mir damals vorgestellt, als er zittrig alle Gläser zerbarst, ich wieder einmal alles aufsammlte und es mir dabei den rechten Zeigefinger zerschnitt. – Cilka blieb, obwohl sie nicht mochte, dass ich mir jeden Monat irgendein Gummitier in meinen Mund steckte, süßätzend, wie der Kuss des verpanschten Obstbrandes. Aber ich liebte sie, für das, was mir verloren gegangen war, für die Dummheiten, die man macht. – Auch sie liebte mich, seitdem wir miteinander geschlafen hatten. Es war das erste Mal ungeschützt und sollte der zweite, letzte AIDS-Test sein. Doch ein Kondom hätte auch nicht davor geschützt, dass man nicht zueinander passt.

– Es blieben noch sechs angeschmolzene Gummitiere auf dem Fensterbrettholz, als man ihr Arbeitsvisum nicht verlängern wollte. Aber sie versprach mir solange ihre Brüste über den Bildschirm entgegenzustrecken, bis ich ihr endlich nachreisen würde. Doch manchmal ist der andere so weit weg, dass man ihn nicht vermisst. Und vielleicht war es der Trotz, der mir die ausgebleichten süßen Dinger auf einmal in den Mund stopfte, als sie mir gestand, dass sie schwanger sei von Pavel, dem böhmischen Forststudenten.

A (CZ)

Der Weg einer Fernbeziehung... – Kurva, man kann nichts dafür, schon gar nicht sie. Cilka hat sich mit Glück vollstopfen lassen, mit so einem rot, weiß, blauem Gummipapaschlumpf. Ich würde mich gern mit ihr freuen. Deshalb die mickrige fusselbärtige Erdbeere. Die und das, was ich ihr sagen muss. – Es ist so einfach Gutes zu zerstören, wenn die Diagnose positiv lautet, dass es schon fast traurig ist, wenn sie es erfährt; denke ich, als der Schaffner vor mir steht: „Váš lístek, prosím!“ – Ich ziehe die kleine Erdbeere aus der Tasche und gebe sie ihm, während der Zug anfährt, nur anders herum, zurück.



Annemarie Rennert

Mit der neuen Maßnahme „Hilfe zur Aktivierung und beruflichen Eingliederung von „Autoren“ wagt die Bundesagentur für Arbeit Innovation. Warum man sich ausgerechnet dieser Branche widmet und was das Ganze mit Japan zu tun hat, erläutert Reinhold Becker im Gespräch.

Herr Becker, Sie sind Kaizen-Beauftragter bei der Bundesagentur für Arbeit. Was verbirgt sich hinter diesem Begriff? Kaizen ist die japanische Philosophie einer stetigen Veränderung und Verbesserung. In den Fünfzigerjahren wurde dieser Gedanke vom Automobilkonzern Toyota erstmals als Konzept in der Unternehmensführung angewandt. Kernziele sind Qualitätssicherung, Kostenersparnis und Kundenzufriedenheit. Kaizen bewirkt eine höhere Identifikation der Mitarbeiter mit dem Unternehmen, was unmittelbar zum zufriedenen Kunden und damit zum wirtschaftlichen Erfolg führt.

Das Konzept wendet sich an die eigenen Mitarbeiter?

R.B. Nein, die Zufriedenheit des Endverbrauchers gewährleisten unsere Mitarbeiter nur indirekt. Unsere Dienstleistung richtet sich bekanntermaßen an die Kunden unserer Kunden, weshalb es die Identifikation des Erwerblosen mit seiner zukünftigen Beschäftigung braucht.

Das hieße, speziell der Autor hat hier Nachholbedarf?

R.B. Das Verhältnis zwischen Künstler und Arbeitsagentur ist generell spannungsreich, bei Autoren aber gestaltet sich die Lage außerordentlich schwierig. Vermittlungsvorschlägen gegenüber wird sich vehement verweigert. Ob Minijobs in der Buchhaltung oder Aushilfstätigkeiten im Buchversand – die betroffenen Autoren zeigen kaum Flexibilität und unsere Mitarbeiter sehen sich mit einem sehr geringen Handlungsspielraum konfrontiert. Wir müssen also davon ausgehen, dass sich diese Berufsgruppe mit den von uns angebotenen Tätigkeiten nicht identifizieren kann. Eine jüngst in Auftrag gegebene Studie stellt diesem Phänomen eine alarmierende Zahl voran. Der Anteil der als erwerbslos gemeldeten Autoren stieg im Vergleich zum Vorjahr um ganze 64 Prozent. Nun dürfen sie nicht denken, dass sich diese Zahl allein aus einer prekären Situation in explizit dieser Branche ergibt. Vielmehr zieht es immer mehr, allem voran junge Menschen, in dieses Gewerbe. Ein ernstzunehmender Trend, auf den wir mit einer neuen Maßnahme antworten.

Welche nichts mehr mit den bekannten Eingliederungshilfen gemein hat?

R.B. Selbstverständlich erfinden wir das Rad nicht neu, sondern orientieren uns grundlegend an den bewährten Vergaberichtlinien des ALG II, Allerdings wird es ein in dieser Form bisher einzigartiges Programm in fünf Stufen geben.

Die 5-M-Methode?

R.B. Richtig ist, dass wir die Einteilung in fünf Stufen den ursprünglich fünf M des Ishikawa-Diagramm entlehnt haben, dem zentralen Instrument unserer Maßnahme, besser bekannt unter der Bezeichnung Ursache-Wirkung-Diagramm. Mensch, Maschine, Material, Methode, Mitwelt. Natürlich haben wir die einzelnen Punkte bedarfsgemäß angepasst. Die Maschine etwa ist in unserem Fall der Mensch selbst, das haben sämtliche Kreativberufe an sich.

Ein schönes Bild. Die Verbindung zwischen Programm, Diagramm und Autor ist mir jedoch noch nicht ganz schlüssig.

R.B. Beginnen wir mit dem Autor. Der meldet sich unter verschiedenen Bezeichnungen bei uns an, etwa als Schriftsteller, Verfasser oder Dramatiker. Sicherlich gibt es da gewisse Unterschiede, aber diese Feinheiten trügen nicht über eine Gemeinsamkeit hinweg: alle Betroffenen sind erwerbslos. Die Maßnahme über die wir hier sprechen, richtet sich an Empfänger von ALG II die seit mindestens 12 Monaten keine Erwerbstätigkeit vorweisen können. Um es einfach auszudrücken: da läuft etwas schief. An genau dieser Stelle kommt das Ishikawa-Diagramm des Kaizen zum Einsatz. In der Einladung zum Erstgespräch wird der Leistungsempfänger aufgefordert, die mitgesandte Diagramm-Vorlage auszufüllen. Das Ziel, im Diagramm demzufolge die Wirkung, ist klar: Erwerbstätigkeit. Der Betroffene wird schon in diesem Vorgang mit seinen Fehlern konfrontiert. Ein erster Schritt, um die produktiven Elemente des Scheiterns wirkungsvoll zu nutzen. In Stufe 2 erfolgt das persönliche Erstgespräch. Die einzelnen Fallmanager werden ihrerseits in einer Trainingsmaßnahme auf den zu erwartenden Inhalt vorbereitet und mit umfassender Grundlagenliteratur ausgestattet, womit wir uns gleichsam gegen das Erschleichen von Leistungen wappnen. Anhand des Diagramms werden die individuellen Probleme dann identifiziert und besprochen ...

...was plötzlich eher nach Therapie als nach Maßnahme klingt.

R.B. Unsere Mitarbeiter verfügen zweifelsfrei über das nötige Einfühlungsvermögen. Jedoch soll in diesem Gespräch die Bereitschaft des Teilnehmers in Erfahrung gebracht werden. Die Maßnahme ist für uns

Der Kreis des zufriedenen Kunden

mit hohem finanziellen und personellen Aufwand verbunden. Wir erwarten daher von den Betroffenen ebenfalls gewisse Leistungen.

Welche wären?

R.B. Ein Beispiel ist die Kostenliste. Einmal zur Maßnahme zugelassen, verhandelt Stufe 3 die Höhe des Eingliederungszuschusses. Der vorgesehene Satz hat eine Obergrenze von 11,40 Euro pro Monat, die zu gewährende Mindestsumme beträgt 4,60 Euro. Entgegen einer sonst einheitlich festgelegten Höhe ist auch diese Regelung neu. Die Entscheidungsgrundlage liefert der Autor selbst, indem er eine detaillierte Liste anfallender Kosten für seine Tätigkeit aufstellt. Vom Papier für Ausdrucke bis hin zur Fahrtkostenpauschale für Lesereisen muss darin alles dargelegt und begründet werden. Die genannten Beträge scheinen auf den ersten Blick knapp bemessen, doch auch hier kommt die Philosophie des Kaizen zum Einsatz – das Reduzieren von Verschwendungen. Deshalb führen wir parallel den Muda-Check durch. Muda ist der japanische Begriff für Verschwendung und kennt mehrere Arten. Darunter fallen etwa das Muda der Bewegung, des Wartens oder das Muda des nicht oder falsch genutzten Talents.

Das müssen sie genauer erklären.

R.B. Ganz einfach: Jede Körperbewegung, die nicht zum Wertzuwachs beiträgt, ist genauso unproduktiv wie eine nicht optimierte Prozesstaktung. Für die Praxis der von uns betreuten Autoren bedeutet das, die ihnen vorgegebene Arbeitszeit bestmöglich zu nutzen. Dazu gehört eine sorgfältige Einteilung der Ressourcen in jeder Hinsicht. Was wiederum unmittelbar den Zugriff auf Talente bedingt.

Wie ermitteln sie diesen, wie sie sagen, Einsatz des Geists?

R.B. Unter die Mitwirkungspflicht fällt das tägliche Anfertigen von Arbeitsprotokollen inklusive Textproben. Die Fallmanager prüfen sowohl Quantität als auch Qualität. Gefordert sind acht Stunden pro Tag, die durchschnittliche Arbeitszeit eines Erwerbstätigen. Unsere Mitarbeiter können erlauben, was man – bei effizientem Einsatz von Körper und Geist - in acht Stunden zu Stande bringt, denn sie selbst machen es nicht anders.

Werden alle Vorgaben erfüllt – wie geht es weiter?

R.B. Wer Engagement zeigt, erhält nach einem Quartal den Bildungsgutschein für die Teilnahme an Stufe 4, der Textwerkstatt. Diese wird in kleinen Gruppen von zehn Teilnehmern durchgeführt. Als Arbeitsmaterial dient das ausformulierte Diagramm aus dem Erstgespräch. Wir halten zur Selbstreflexion an. Welcher erkannte Fehler hat meine Arbeit wie optimiert? Jeder Leistungsempfänger erhält 20 Minuten für seine Präsentation. Wer darüber oder darunter liegt, wird abschlägig beschieden. Striktes Timemanagement ist unabdingbar, um die Autoren auf die Erfordernisse des realen Arbeitsmarktes vorzubereiten.

Bei entsprechendem Ergebnis gelangt jeder Teilnehmer zum Abschluss?

R.B. Laut ersten Berechnungen können wir bereits bei Einführung der Maßnahme bundesweit mit rund 800 individuellen Textwerkstätten rechnen, eine gewaltige Summe. Es erklärt sich von selbst, dass der Arbeitsmarkt nicht über derartige Kapazitäten verfügt. Daher wählen wir in neun Runden den jeweils besten Autor aus. Welche Präsentation verspricht qualitativ einwandfreie Lektüre?

Lektüre ist das Stichwort. Bis zum jetzigen Zeitpunkt spielt sich die Maßnahme eher innerhalb der Agentur ab. Welcher ist der Arbeitsmarkt, in den der Autor schlussendlich eingegliedert werden soll?

R.B. Angesichts der bedauerlichen Situation auf dem freien Markt, sind wir auch hier aktiv geworden und schaffen die Arbeitsplätze selbst. Die ausgewählten Autoren erhalten einen auf zwei Jahre befristeten Beschäftigungsvertrag als Agenturschreiber. Der Regelsatz wird von den bisherigen 346 Euro um ganze zehn Prozent auf 380,60 Euro pro Monat angehoben und der einmalige Eingliederungszuschuss wird in maximaler Höhe von 11,40 Euro weiter gezahlt. Darüber hinaus, und das handeln wir als Hauptmotivation der Teilnehmer, wird jährlich eine exklusiv gebundene Anthologie mit Texten aller bundesweit beschäftigten Agenturschreiber im Eigenverlag der BfA erscheinen. Und hier schließt sich auch der Kreis des zufriedenen Kunden. Im Gegensatz zu vielen Printprodukten anderer Verlage trifft unsere Ausgabe auf ein interessiertes Publikum. Allen in die Maßnahme involvierten Fallmanagern dienen diese Texte als Grundlagenliteratur für zukünftige Erstgespräche.

Annemarie Rennert studiert Kreatives Schreiben und Kulturjournalismus in Hildesheim.

Vanessa

Domenico Müllensiefen studiert am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig.

Unsere Tochter kündigt uns beim Abendessen den Besuch ihres Freundes an. Von jetzt an wird sie uns tagelang einbläuen, wie wir uns zu verhalten hätten. Wir sollen freundlich sein, ihn willkommen heißen. Ihn nicht nerven. „Papa, erzähl' bloß nicht wieder nur von Fußball! Das wird ihn nicht interessieren! Am besten du bist still, Papa!“ Alle sind in großer Aufregung, und je mehr unsere Tochter auf uns einredet, umso angespannter werde auch ich. Ich frage mich, was nun passiert. Ich habe mir das alles schon oft ausgemalt. Aber jetzt ist es soweit. Er wird bald bei uns klingeln. Ich versuche mir vorzustellen, wie er ist, und manchmal überlege ich, was er mit Vanessa so unternimmt. Ich denke an meine Zeit mit Claudia zurück, an die ersten Ausflüge, an die erste gemeinsame Nacht. Irgendwie mag ich meinen Schwiegersohn nicht, und das, obwohl ich ihn gar nicht kennen kann. Während Vanessa das Haus in Aufregung versetzt, denke ich daran zurück, wie es war, als ich Claudias Eltern das erste Mal begegnete. Es war in ihrem Schlafzimmer. Mitten in der Nacht. Und dabei war Claudia sich sicher, dass sie nicht auftauchen würden, zumindest nicht am Freitag, aber es war schon Samstag. Es war der letzte Sommer nach der Schule. Ich war viel mit Claudia unterwegs. Wir hatten viel getrunken damals. Nach diesem Stelldichein wollten wir beide weniger trinken. Claudia hatte sich daran gehalten, ich war zu oft mit Wolfgang unterwegs. Ich konnte Claudia dann nur noch heimlich treffen.

Heute ist der große Tag. Vanessa schließt sich den ganzen Vormittag in ihrem Zimmer ein. Ab und zu rennt sie hektisch in die Küche herunter, um Claudia aufgeregt zu fragen, ob denn die Sachen, die sie trägt, in Ordnung seien. Claudia sagt jedes Mal ja. Als Vanessa das dritte Mal im dritten Outfit aus ihrem Zimmer kommt, frage ich sie, wie lange sie sich nun schon mit ihrem Freund treffe. Sie sagt seit über einem Monat, seit drei Wochen gehen sie miteinander. Als ich frage, ob es da nicht eher nebensächlich sei, was sie anhatte, meckert sie, dass ich mich auch mal umziehen könne. Wütend läuft sie aus der Küche und schließt sich in ihrem Zimmer ein. „Euch ist doch alles scheißegal!“ Ich überhöre den Kommentar, beherzige aber ihren Rat und tausche meine Jogginghose gegen eine Jeans. Kurz später klingelt es an der Tür. Vanessa weigert sich aus ihrem Zimmer herauszukom-

men. Claudia darf nach kurzer, hitziger Diskussion mit zu ihr ins Zimmer. Ich gehe derweil zur Tür, um ihn zu empfangen.

Dort steht er also: Er trägt eine tief hängende Hose, ein zu großes blaues T-Shirt und eine Mütze, die schief auf dem Kopf sitzt. Sein Gesicht ist von Haaren verhangen und bis auf ein Piercing an der Unterlippe kaum auszumachen. Mein Kopf beginnt zu schmerzen, ich reibe meine Stirn und bitte ihn herein. Er zieht seine Schuhe aus und geht mit mir in die Küche. Wir setzen uns gegenüber an den Küchentisch und üben uns in Floskeln. Die Kopfschmerzen werden schlimmer, ich gehe zum Wasserhahn und lasse mir ein Glas ein. Es hilft kaum. Ich überlege, worüber ich mit ihm reden soll, vielleicht Fußball. Über den Wasserhahn geneigt fange ich an, von meinem Verein zu sprechen, rede von den alten Zeiten. Ich frage ihn, ob es einen Verein gibt, dem er die Stange hält. Er antwortet nicht. Ich drehe mich um, will ihn noch einmal fragen. Er ist weg, der Stuhl steht ordentlich vor dem Tisch. Die Schuhe im Flur sind auch verschwunden. Ich gehe zu Vanessas Zimmer, klopfe an der Tür. Laut rufe ich nach Claudia, nach Vanessa und ihrem Freund. Aber niemand antwortet. Von irgendwoher brüllt jemand, dass ich Ruhe geben solle. Ich gehe wieder in die Küche und setze mich, warte darauf, dass alle auftauchen. Aber niemand kommt, Claudia nicht, Vanessa nicht und auch nicht ihr Freund. Ich dachte, dass wir jetzt essen sollten. Der Herd ist leer, dabei wollte Claudia alles vorbereiten, wollte auch den Tisch decken. Meine Kopfschmerzen nehmen zu. Ich gehe zum Küchenschrank und nehme eine Tablette. Langsam geht es besser. Dann essen wir alle. Ich rede über Fußball und frage die beiden, wo sie sich kennengelernt haben.

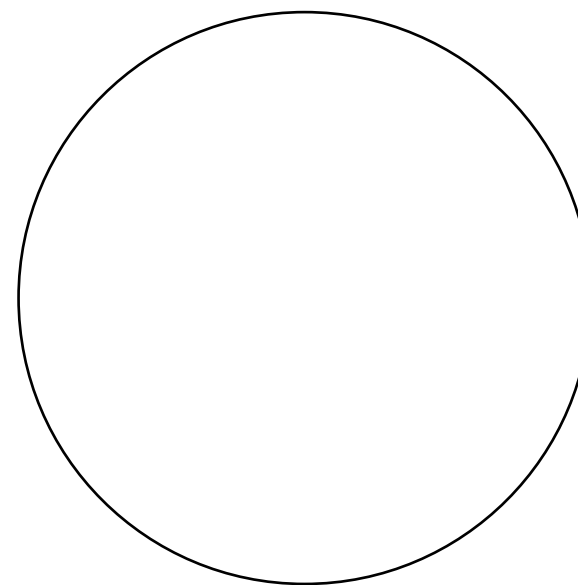
Nach dem Essen gehe ich mit dem Hund spazieren. Claudia wollte mitkommen, doch sie ist weg und ich gehe allein mit dem Hund raus. Alleine ist es langweilig, ich gehe zurück nach Hause. Ich habe wieder Kopfschmerzen und mir ist schwindelig. Zu Hause finde ich wieder zu Claudia, sie sagt mir nicht, warum sie nicht da war. Wir wissen beide warum. Wir reden nicht darüber, manchmal rede ich zu ihr, aber sie antwortet nicht. Nie. Von Vanessa gibt es keine Spur. Ich versuche mich an den Tag zu erinnern, die Schwindel-

gefühle werden dabei stärker. Ich glaube Claudia sagt: „Lass gut sein.“ Womit sie auch Recht hat. Bei einer Flasche Bier und der Sportschau lasse ich mit dem Hund den Abend ausklingen. Weder Claudia, noch Vanessa oder ihr Freund tauchen auf.

Inzwischen ist mein Schwiegersohn Dauergast bei uns. Oft ist es schwierig. Er hat ähnliche Arbeitszeiten wie ich. Ich will duschen, aber das Bad ist von ihm belegt. Ich warte in der Küche, der Hund sitzt auf dem Boden und schaut mich an. Die Kaffeemaschine läuft, ich schaue aus dem Fenster und blicke auf die anderen Betonblöcke. Irgendwann muss ich hier raus. Wenn mal Geld da ist. Ich glaube, dass Vanessa auch im Bad ist. Als ich nach oben gehe, finde ich niemanden. Vanessas Zimmer ist leer. Ich will Claudia fragen, wo die beiden sind. Auch sie ist nicht da. Ich gehe die in die Küche hinunter. Die Holzterrasse knarrt, ich schwitze. Der Kopf schmerzt. In der Küche steht Vanessa, ich kann sie nur unscharf erkennen. Meine Augen flimmern. Neben ihr scheint jemand zu stehen, sein Gesicht ist nicht auszumachen. Schwankend gehe ich zur Kaffeemaschine und gieße mir den Becher ein. Der Kaffee ist heiß, ich trinke zu hektisch. Im Küchenschrank sind nur noch wenige Tabletten, ich nehme mir eine. Ich spüle sie mit Kaffee hinunter. Nach ein paar Minuten geht es mir besser.

Die Wohnung ist wieder leer. Der Hund stößt mit seinem Kopf gegen mein Bein, das macht er immer, wenn er raus will. Ich stehe auf und gehe mit ihm in den Flur. Es dauert lange, bis der Fahrstuhl kommt. Innen riecht es nach Urin, ich will mich im Spiegel ansehen, aber er ist zerkratzt. Ich sehe, dass ich mich wieder rasieren sollte. Die Augen liegen tief in den Höhlen. Draußen kennt der Hund seinen Weg, er läuft auf den Spielplatz im Innenhof und setzt seinen Haufen. Als er fertig ist, gehen wir zum Supermarkt. Ich hole mir eine Pizza, eine Packung Toast und zwei Bier. Wir gehen nach Hause. Vanessa fragt, ob ich Schokolade mit Cremefüllung mitgebracht hätte. Ich habe es vergessen. Ich habe es nicht gewusst. Ich gehe ins Wohnzimmer, das auch mein Schlafzimmer ist und setze mich auf das Sofa. Der Hund setzt sich dazu und legt seinen Kopf auf meinen Schoß. Mir ist langweilig, ich schalte den Fernseher ein. Nach einer Weile klingelt das Telefon. Ich frage Claudia, ob sie rangehen könne, aber sie reagiert nicht. Schließlich stehe ich auf und hebe ab. Es ist Wolfgang, er fragt ob es bei unserer Verabredung heute Abend bleibt. Ich frage, was er meint. Er stammelt vor sich hin und spricht vom Jahrestag. Ich sage, dass wir uns später an der Haltestelle treffen. Wolfgang legt auf. Ich gehe in die Küche. Der Hund braucht frisches Wasser, eigentlich Vanessas Aufgabe. Jetzt weiß ich wieder, wo sie ist, warum sie nicht hier ist. Ich zünde mir eine Zigarette an und

versuche mir ihr Gesicht vorzustellen. Die Augen von Claudia. Wie sahen die Augen von Claudia aus? Wie sieht Claudia aus? Mir ist wieder übel, ich denke es liegt am Datum. Ich nehme eine Tablette. Ich lege mich aufs Sofa, aber ich kann nicht einschlafen. „Volker, du kannst doch jetzt nicht fahren.“ „Ach, das geht schon. Ist doch nicht weit.“ Der Hund weckt mich, er stößt wieder mit seinem Kopf. Ich schaue auf die Uhr, es ist um vier. Beim Aufstehen ist mir schwindlig. Vor mir steht Claudia, Vanessa oder ihr Freund. Ruckartig fährt mein Arm durch die Luft, ich versuche sie zu vertreiben. In einer Stunde will ich am Friedhof sein. Ich muss mich beeilen, muss zur Straßenbahn. Auto fahre ich nicht mehr. „Ich steige da nicht ein, Volker.“ „Nun komm, es ist nicht weit. Wir müssen Wolfgang nach Hause bringen.“ Die Straßenbahn hält an. Es läuft eine Ansage: bitte alle aussteigen. „Volker, lass mich fahren!“ „Mit dem Auto fahre nur ich! Jetzt steig ein!“ Seit einem Jahr war ich nicht mehr hier, nicht mal, wenn Claudia Geburtstag hätte, gehe ich her. Ich komme nur zum Jahrestag, heute ist der Zwanzigste. Stehe immer, auch heute, vor ihrem Grab und sage ihr, dass es mir leid tut, dass ich auf sie hätte hören sollen. Ich sage ihr, dass sie mir während der Verhandlung irgendwann sagten, dass es ein Mädchen geworden wäre. Ich erzähle ihr, dass Vanessa jetzt neunzehn wäre, dass sie bestimmt schon einen Freund hätte. Ich erzähle ihr von dem Hund, auch wenn sie ihn nicht kennt, und lasse ihr Grüße von Wolfgang ausrichten. Ich bleibe etwas mehr als eine Stunde. Ich habe vergessen Blumen mitzubringen, aber es sind schon neue da. Ihre Eltern waren schon da. Es wird dunkel. Ich gehe zurück zur Straßenbahn und fahre zum Treffpunkt. Wolfgang sitzt rauchend im Wartehäuschen. Sein Kopf ist auf den Boden gerichtet, als ich mich neben ihn setze, schaut er mich kurz an. „Volker! Pass auf! Die Straßenbahn!“ Ich versuche mich zu erinnern, wo ich in die Haltestelle gefahren bin, aber es ist nicht zu erkennen. Es dauert lange, bis wir beide uns wieder trennen. Nächstes Jahr sitzen wir wieder hier. In einer Woche wollen wir zum Fußball gehen. Ich denke bis dahin sollten die Schwindelanfälle weniger werden. Aber jetzt gehe ich nach Hause, der Hund muss raus.



Vom Nutzen ungelöster Probleme



Alexander Kluge
 Hier erklärt ein Soziologe, warum es in Stalingrad so wenig funktioniert hat. Drei Monate hat man dort gekämpft und bis zum Schluss war es nicht gelungen, die Pakete so zu packen, dass sie in ein Flugzeug passen und vor Ort etwas bewirken können. Man hat Wagenladungen von Präservativen dorthin geschafft, die man dort nicht brauchte. Warum gibt es in der Not eine Fülle von Pannen? Vier Wochen nach dem Ende des Kessels gelangen die Schinken aus Holstein an die Front.

Dirk Baecker ist Soziologe und unterrichtet an der Zeppelin Universität in Friedrichshafen.
 Dirk Baecker
 Vermutlich hat es sich um eine Situation gehandelt, in der die Armeeführung nicht zur Kenntnis genommen hat, wie ernst die Lage im Kessel war. Vielleicht hatte man es mit einer Situation zu tun, in der man dies auch nicht zur Kenntnis nehmen durfte, denn hätte man die Lage in der Armeeführung zur Kenntnis genommen, hätte man sie beim Oberkommando in Berlin oder wo immer auch zur Kenntnis nehmen müssen. Man schafft die Präservative und die Schinken dorthin und sei es nur, um vor sich selbst den Eindruck zu erwecken, dass die Lage so ernst nicht sei, dass man durchhalten und weitermachen könne und deswegen auch all dies brauche.

A.K.
 Alexander Kluge ist Drehbuchautor, Regisseur, Filmproduzent und Rechtsanwalt.
 Ein Jahr vorher gab es vor Moskau dieselbe Situation. Die Winterkleidung kommt nicht an; die Truppe läuft dort im russischen Winter in Sommerkleidern umher. Die Bücher Napoleons und seines Leibarztes hat man jedoch zur Hand; die führt man im Tornister mit; und in ihnen wird das Unglück der französischen Armee beschrieben, die dieses Schicksal einer Sommerarmee im russischen Winter schon einmal erlebt hat.

D.B.
 Vielleicht las man dies nur als Warnung davor, den Winter dort aushalten zu müssen, aber nicht als Warnung, sich rechtzeitig mit der Winterkleidung einzudecken.

A.K.
 Das spielt sicher eine große Rolle. Aber warum wiederholt sich so etwas? Warum ist das Erinnerungsvermögen von Managern, die doch keine unfähigste sind, derart geringfügig?

D.B.
 Wahrscheinlich hängt das mehr mit der Organisation als mit dem Management zusammen. Im neunzehnten Jahrhundert hat man Organisationen als soziale Systeme konzipiert, die sich daran hindern zu lernen. In Organisationen geht es ja um die Einhaltung von Routinen. Sie sollen routiniert arbeiten und entscheiden, gleichgültig, was um sie herum und in Ihnen sonst noch so alles passiert. Anders wären Schulen, Behörden, Krankenhäuser, Produktionsbetriebe, Universitäten nicht möglich.

A.K.
 Sie dürfen nicht irritierbar sein.

D.B.
 Dieser Text erschien ursprünglich in dem Gesprächsband „Vom Nutzen ungelöster Probleme“, den Dirk Baecker und Alexander Kluge 2003 im Merve-Verlag veröffentlichten.
 Die Nichtirritierbarkeit der Organisation ist ihre Arbeitsprämisse. Normalerweise soll das Management diese Nichtirritierbarkeit durch phasenweise Irritation aufstören und gesellschaftlich kompensieren. Das setzt jedoch voraus, dass das Management hinreichende Gründe sieht, die eigene Organisation durch strategische Überlegungen, die Einführung neuer Produktionstechnologien oder die Veränderung der Entscheidungsverfahren zu irritieren. In großen Organisationen gibt es jedoch angesichts des Planungs- und Produktionsaufwands immer mehr Gründe, dafür zu sorgen, dass Routinen reibungslos laufen, als nach Irritationen zu suchen, die man hineinfüttern könnte, um den Lauf des Üblichen zugunsten neuer Lösungen zu unterbrechen.

A.K.
 Hinzu kommt, dass man keine Angst haben, sich nicht fürchten darf. Dies ist ein Sollsatz, der das Management durcheinanderbringt. Man darf sich den eigenen Untergang nicht vorstellen.

D.B.
 Man muss auf Hochtouren bis zum Abgrund laufen – und dann hinüberspringen.

A.K.
 Hilft es dem Management - oder laut Clausewitz auch dem Strategen - denn nicht bereits, dass sich diese typischen Fehler, etwa auch in Pearl Harbor, x-fach in der Geschichte wiederholen? Es sind immer wieder dieselben Fehler, die das kollektive Unglück, den Zusammenbruch großer Organisationen, ganzer Reiche herbeiführen. Warum gibt es dagegen keine Abhilfe?

D.B.
 In den neueren Managementphilosophien empfiehlt man Regeln wie „Mach' mehr Fehler und mach' sie schneller, denn woraus sonst willst du etwas lernen!“ Dieser Satz von Tom Peters war so etwas wie das Mantra der Managementphilosophie der 1990er Jahre. Hier ging es darum, die Möglichkeit des Abgrundes vor Augen zu haben und immer mitzuführen, und dies nicht zuletzt deswegen, um rechtzeitig reagieren zu können. Trotzdem orientierte sich auch diese Literatur an den großen Erfolgen der großen Unternehmen. Man suchte und beschrieb landauf, landab die Erfolgsfaktoren des Managements. Es gibt nahezu keine hinreichend ausführliche Literatur über das großartige Scheitern von großartigen Unternehmen. Nur daraus könnte man ja wirklich lernen. Wir müssen lernen, die Seite des Erfolgs und die Seite des Scheiterns als die

beiden Seiten derselben Organisation zu begreifen. Dann erst wäre das Management über die Leistung orientiert, die von ihm verlangt wird. Und dann erst könnten wir es bei seiner Leistung wirklich beobachten.

[...]

A.K.
 Wieviel Organisation steckt in einer Großstadt, in einer Metropole? New York zum Beispiel ist durch Manager geordnet, durch Bürokraten, wenn Sie so wollen, schnurgerade Straßen und eine Benennung der Straßen durch eine Nummernfolge. Das ist wie ein großer Vorratshaufen geordnet, wie eine Registratur.

D.B.
 So gesehen steckt in jeder Großstadt die Organisation der Festlegung von sei es einfachen, sei es komplizierten Regeln. Diese Regeln liegen fest. Wer kann wo mit welchen Traufhöhen in welcher Fluchtlinie ein Haus bauen? Auf welchen Grundstücken kann welche Nutzung vorgesehen werden? Usw. Aber diese Regeln legen nicht fest, wer wo was tatsächlich macht.

A.K.
 Sie regulieren das einzelne Ergebnis, können es aber nicht produzieren. Offensichtlich müssen die Ordnung und der Ordnungsverzicht, die Entscheidung von Sachverhalten mit der Nichtentscheidung von Sachverhalten zusammengedacht werden, damit eine Großstadt als komplexes Gebilde entstehen kann. Die entstehende Komplexität selber wird nicht von der Verwaltung beherrscht, sondern nur von der Stadt selbst – so wie Gregory Bateson einmal gesagt hat, der einzige Computer, der in der Lage ist, die verschiedenen Strömungen des Ozeans zu berechnen, sei der Ozean selbst.

A.K.
 Sie sprechen in Ihrem Buch vom „Nutzen ungelöster Probleme“.

D.B.
 Ungelöste Probleme haben den Nutzen, dass man sie als kleines oder großes Problem mit sich herum trägt, als dauernde Erinnerung an etwas, was man noch nicht im Griff hat. Dies bedeutet, dass man ständig Ressourcen mentaler, aber auch faktischer Art mobilisiert, um sich zu fragen, ob man nicht doch dieses bislang ungelöste Problem lösen kann. Das heißt, man denkt immer auch an etwas anderes als an das, woran man gerade denken will. Und das bedeutet, dass man immer mehr Möglichkeiten hat, auf eine Situation zu reagieren, als es von dieser Situation vielleicht gerade nahegelegt wird. Ich weiß zum Beispiel, dass ich in großen Bereichen der Literatur zu einem bestimmten Thema und zu vielen Themen nicht zuhause bin. So ist mir immer eine Reserve bewusst, wo ich nachschlagen und mich kundig machen könnte, wenn ich ein bestimmtes Problem nicht bearbeiten kann. Ein ungelöstes Problem ist ein Hinweis auf meine eigenen ungenutzten Ressourcen. Damit will ich nicht In Abrede stellen, dass ungelöste Probleme auch blockieren können. Aber auch das kann ein Vorteil sein. Ich werde unempfindlich gegenüber unbedeutenderen, vorübergehenden Problemstellungen.

A.K.
 Unser Hirn arbeitet in Flipflops. Wenn ich etwas denke, bin ich zu. Wenn ich nichts denke, bin ich offen, ich nehme wahr. Und so ähnlich, sagen Sie, wäre das bei Organisationen oder dem Management möglicherweise auch?

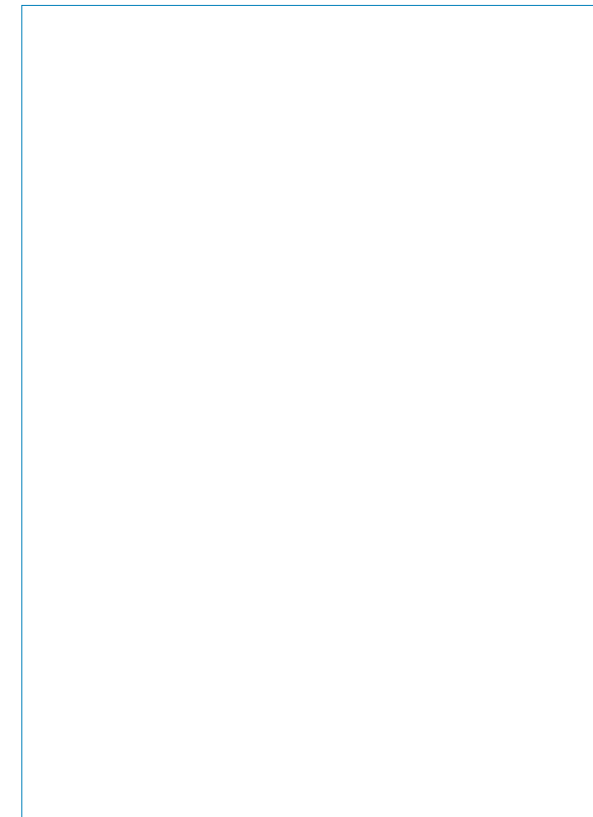
D.B.
 Ich würde das etwas anders beschreiben. Ich würde sagen, bei allem, was ich denke, beobachte ich mit, dass ich gleichzeitig anderes nicht denke. Ich schalte nicht nur zwischen Wahrnehmung und Denken hin und her, sondern ich schalte zwischen dem Denken einer Sache und dem Nichtdenken einer anderen Sache hin und her. Und dieses Nichtdenken einer anderen Sache ist die Ressource, die ich irgendwann nutzen kann, die also in diesem Sinne intelligent macht. Diese Ressource kann ich nutzen, um in einer sonst unbewältigbaren Situation vielleicht doch einen Einfall parat zu haben.

A.K.
 Der Manager, von dem Sie sprechen, würde über diese Mentalreservation verfügen: Es gibt eine Möglichkeitsform, sagt er sich; außer dass ich hier entschieden auftrete und zusehe, wie sich andere entschließen, und auf diese Entschlüsse Einfluß nehme, weiß ich, dass es auch noch etwas Drittes gibt. Ich halte eine Reserve in mir zurück.

D.B.
 Die Maxime, die man daraus gewinnen könnte, lautet: So lange du mir dein Zögern nicht zeigst, habe ich keinen Grund, dir zu vertrauen.



Ergebnislose Forschung Zum Erfolgsstandard biomedizinischer Studien



Matthias Planitzer studierte Medizin und arbeitet an seiner Promotion über medizinische Bildkulturen.

Scheitern

Im September 2010 wurde dem Antidepressivum Reboxetin die Erstattungsfähigkeit durch die Gesetzliche Krankenversicherung entzogen. Denn das Institut für Qualität und Wirtschaftlichkeit im Gesundheitswesen (IQWiG) konnte nachweisen, dass die Nutzenbewertung des Medikaments aufgrund fehlender Studiendaten erhebliche Mängel aufwies. Der zuständige Gemeinsame Bundesausschuss (der als oberstes Gremium den Kanon der zu erstattenden ärztlichen Leistungen festlegt) schloss das Medikament aus seiner Arzneimittel-Richtlinie aus. Das IQWiG kam nicht nur zu dem Urteil, dass Reboxetin unwirksam war, es stellte auch fest, dass im Vergleich zu Scheinpräparaten gehäuft Nebenwirkungen auftraten.

Solche Erkenntnisse führen regelmäßig zur Nichtzulassung eines Medikaments. Im vorliegenden Fall konnte das Arzneimittel jedoch 1997 in einigen europäischen Ländern, darunter auch Deutschland und Österreich, für die Behandlung schwerer Depressionen zugelassen werden. Sein Nutzen konnte ihm erst von den zuständigen Stellen aberkannt werden, nachdem die für die Entwicklung des Arzneimittels maßgebliche Firma Pfizer auf wachsenden Öffentlichkeitsdruck hin endlich ihr vollständiges Studienmaterial veröffentlicht hatte. Auf Grundlage aller 17 durchgeführten Studien kam das IQWiG zu der Feststellung, dass negative Ergebnisse zuvor verheimlicht wurden und nur die Daten von etwa einem Drittel aller mehr als 5.000 Probanden ausgewertet werden konnten. Die Affäre wurde im Gesundheitswesen als bewusste Täuschung wahrgenommen, sodass selbst der Leiter des IQWiG mahnte, dass das „Verschweigen von Studiendaten kein Kavaliersdelikt“ sei.

Die überfällige Entscheidung des Gemeinsamen Bundesausschusses zog viel Kritik an den Praktiken der Pharmaindustrie nach sich, die schließlich das Bewusstsein auf eine lange bekannte, aber kaum beachtete Fehlstelle in der medizinischen Forschungskultur lenkte, der einseitigen Bevorzugung positiver Studienergebnisse.

In der Forschung ist das Phänomen bereits seit längerer Zeit als sogenannter Publikationsbias bekannt, also jene Verzerrung des Erkenntniswerts, der entsteht, wenn die Veröffentlichung einer Studie von ihrem Ergebnis oder ihrer Aussagekraft abhängig ist. In Zeiten der evidenzbasierten Medizin, welche die Signifikanz eines wissenschaftlichen Ergebnisses nach biostatistischen Maßstäben beurteilt, schleichen sich solche und andere Fehler schnell ein. Gelegentlich bleiben sie unentdeckt, so etwa auch der *Publikationsbias*, der sowohl auf Seiten der Autoren als auch der Fachmagazine verbreitet ist. Die Konsequenzen einer solchen einseitigen Veröffentlichung wissenschaftli-

cher Ergebnisse sind oftmals im Einzelnen kaum oder nur nach vielen Jahren absehbar – besonders gravierend ist die Problematik jedoch dort, wo unmittelbar die Therapeutik betroffen ist, also beispielsweise wenn Arzneimittelstudien nicht zur Veröffentlichung gelangen.

Das Problem ist nicht neu: Bereits 1986 wurde das Phänomen erstmals von Robert John Simes untersucht und beschrieben¹. Hunderte weitere Studien folgten. Der Publikationsbias wurde weiter charakterisiert, Einflussfaktoren bestimmt, Lösungsansätze angeboten. Verschiedene Forschergruppen stellten fest, dass tendenziell solche Studien veröffentlicht werden, in denen die Null-Hypothese widerlegt – also ein Zusammenhang hergestellt wurde² – die signifikant sind, die einen finanziellen oder Sensationswert tragen³. Erfolgreiche Studien werden nicht nur dreimal häufiger, sie werden auch schneller publiziert⁴. Alle anderen Studien – d.h. solche, die nicht den vermuteten oder erwünschten Zusammenhang belegen können – werden demnach seltener und nur mit Verspätung veröffentlicht.

Dies hat schließlich zur Folge, dass die daraus gewonnenen wissenschaftlichen Erkenntnisse in einem nicht vorhersehbaren Maße verzerrt werden. Denn die biomedizinische Forschung verpflichtet sich nach ihren Evidenzkriterien verstärkt dazu, Einzelstudien in systematischen Übersichtsarbeiten zu vereinen, um dadurch die Fallzahlen zu erhöhen und somit zu aussagekräftigeren Ergebnissen zu gelangen. Bei einseitigem Fehlen solcher Einzelstudien kann es daher zu fälschlichen Evidenzbeurteilungen, dadurch schließlich zu fälschlichen Empfehlungen kommen: Der Effekt eines Medikaments wie Reboxetin ist nicht so groß wie angenommen. Häufig wird der tatsächliche Zusammenhang erst viele Jahre später hergestellt, wenn Medikamente bereits am Markt und in den Behandlungsleitlinien etabliert sind.

Allerdings hat die biomedizinische Forschungsgemeinschaft immer wieder nach neuen Methoden und Vorkehrungen gesucht, die versuchen, das Problem des Publikationsbias vorzubeugen, zu unterbinden oder zuverlässig zu erkennen. Die Biostatistiker entwickelten Algorithmen, die eine einseitige Zusammensetzung der Studien zu einem Thema zumindest grundsätzlich nachweisen können^{5,6}. Andere Wissenschaftler gehen einen Schritt weiter: So forderte bereits Simes die Einrichtung eines internationalen Registers, in dem alle klinischen Studien angemeldet und erfasst werden sollten. Einige führende medizinische Fachzeitschriften, darunter renommierte Blätter

Magazin

wie das *New England Journal of Medicine* oder *Lancet*, nehmen seit 2004 nur noch Medikamentenstudien an, die zuvor bei ihnen angemeldet wurden. Doch von einer umfassenden Meldepflicht im Sinne Simes' und anderer Autoren⁷ ist man in Deutschland noch weit entfernt, was nicht zuletzt auch auf ein viel zu geringes Bewusstsein aller Beteiligten für die Problematik zurückzuführen ist. Eine solche Registerpflicht ist in den USA seit 2008 bekannt, wo sogar eine umfangreiche, öffentliche Datenbank gepflegt wird⁸. Doch auch dort bestehen erhebliche Mängel – so wird jede dritte FDA-registrierte Studie zu Antidepressiva wie Reboxetin im Anschluss nicht veröffentlicht⁹. Bisher schien es, dass dem Publikationsbias nicht beizukommen sei.

Doch mittlerweile denken einige Forscher um, wollen den Bias bei seiner Wurzel packen und den Wert negativer Studien erhöhen. Scheitern, so die neue Überzeugung, ist auch ein Erfolg.

Nachdem negative Ergebnisse bislang missachtet wurden, wurden in den letzten Jahren gleich mehrere Fachmagazine gegründet, die sich ihrer annehmen. Sie widmen sich ausdrücklich all jenen Studien, die sonst wegen nicht signifikanter oder unerwünschter Ergebnisse nicht den Weg an die Öffentlichkeit gefunden hätten. Dadurch soll der einseitigen Publikationspraxis entgegengewirkt, aber auch Wissenschaftlern ein Archiv angeboten werden, das ihnen Aufschluss über erfolglose Studien gibt, die ihren eigenen Ideen und Vorhaben ähnlich sind. Gescheiterte Ansätze und Methoden sollen diskutiert und verbessert werden, sodass die Forschungsgemeinschaft aus ihren eigenen Fehlern lernen kann. Zwei dieser Fachzeitschriften sind das *Journal of Negative Results in Biomedicine* und das *Journal of Pharmaceutical Negative Results*. Weitere Fachblätter wurden unter anderem auf den Gebieten der Chemie, der Physik, der Biologie, der Soziologie und der künstlichen Intelligenz gegründet, wo das Problem des Publikationsbias ebenfalls bekannt ist.

Diese zumeist kleinen, noch jungen Zeitschriften stoßen jedoch auf Widerstände. Um einen Artikel über negative Studienergebnisse abzufassen, ist ein oftmals weitaus größerer Aufwand erforderlich. Ist eine Studie hingegen erfolgreich – das heißt in der Biomedizin, dass ihr Ergebnis signifikant ist, also die Wahrscheinlichkeit eines Zufalls für gewöhnlich unter fünf Prozent liegt – wird diese kritische Prüfung oftmals in geringerem Maße durchgeführt. Denn die Methoden sind etabliert; der Wissenschaftler wendet sie lediglich an, muss sich nicht mit ihren oftmals komplizierten Feinheiten auseinandersetzen. Für einen Artikel, der kein Renommee verspricht, weil er nach üblicher Lesart das eigene Scheitern dokumentiert, wird der damit verbundene Aufwand nur selten auf sich genommen. Schließlich liegt die Unattraktivität solcher Studien-

ergebnisse auch darin begründet, dass die Forschung auf allen Gebieten mit Ruhm und Ansehen verknüpft ist. Hierauf sind zwar bei Weitem nicht alle Akteure fixiert, doch darauf verzichten will verständlicherweise kaum jemand. Publikationsvorhaben werden daher weiterhin auch in Hinblick auf das Renommee der in Erwägung stehenden Fachzeitschriften verfolgt.

Der Blick auf den Impact Factor eines Magazins, also jene Zahl für die mittlere Zitatmenge, die es generieren kann, ist insbesondere in den biomedizinischen Disziplinen noch weitverbreitet. Der Faktor wird mit Sichtbarkeit gleichgesetzt: Warum sollte man in einem kleinen Blatt publizieren, wenn ein anderes von einem größeren Publikum gelesen wird? Das *Journal of Negative Results in Biomedicine* hat wie die meisten dieser Magazine mit einem Impact Factor von lediglich 1.15 eine geringe Reichweite. Jeder hier veröffentlichte Artikel wird also im Mittel etwas mehr als einmal zitiert, wohingegen das *New England Journal of Medicine* mehr als 51 Referenzen erzielt.

Daher sehen sich diese Journals bisweilen dazu gezwungen, selbstständig um Autoren zu werben. So erließ das biologische Fachblatt *F1000Research* kürzlich die Publikationsgebühren für negative Studienergebnisse. Indes kann das *Journal of Negative Results in Biomedicine* nur besorgniserregend wenige Artikel publizieren: Im vergangenen Jahr wurden weniger als 20 Texte veröffentlicht.

Doch der Nutzen dieser Fachmagazine für negative Studienergebnisse kann nicht nach den herkömmlichen Maßstäben, Impact Faktor und Artikeldichte, gemessen werden. Ihre Leistung wird dort deutlich, wo auf das gesteigerte Bewusstsein für den Publikationsbias konkrete Maßnahmen folgen. So haben sich einige Journals des großen Magazinverbundes *Public Library of Science* in ihren Statuten dazu verpflichtet, angebotene Artikel lediglich in Hinblick auf ihre Bedeutung, nicht auf positive Ergebnisse auszuwählen.

Und auch die Politik wird auf die Problematik aufmerksam: Nachdem das IQWiG eine gesetzliche Pflicht zur Registrierung und Veröffentlichung aller klinischen Studien forderte und im renommierten *British Journal of Medicine* die Reboxetin-Affäre diskutierte¹⁰, nahm der damalige Gesundheitsminister Philip Rösler 2011 eine entsprechende Regelung ins Arzneimittelmarkt-Neuordnungsgesetz auf. Trotzdem bleibt noch viel zu tun: Eine parlamentarische Anfrage vom Mai letzten Jahres ergab, dass die Umsetzung der Publikationspflicht noch nicht ausreichend funktioniert. Auch eine Regelung auf EU-Ebene steht weiterhin aus. Doch die Anfänge sind immerhin schon gemacht, ein Umdenken findet statt: Scheitern kann auch in der Biomedizin ein Erfolg sein.

1 - Simes R: Publication Bias: the case for an international registry of clinical trials. *J Clin Oncol* 1986; 4(10):1529-41

2 - Dickersin K, Chan S, Chalmers T et al: Publication bias and clinical trials. *Control Clin Trials* 1993; 8(4):343-53

3 - Ioannidis J: Why most published research findings are false. *PLoS Med* 2005; 2(8):e124



4 - Suñé P, Suñé J, Montoro J: Positive Outcomes Influence the Rate and Time to Publication, but Not the Impact Factor of Publications of Clinical Trial Results. *PLoS Med* 2013; 8(1):e54583

5 - Begg C, Mazdumar M: Operating characteristics of a rank correlation test for publication bias. *Biometrics* 1994; 50(4):1088-101

6 - Egger M: Bias in meta-analysis detected by a simple, graphical test. *BMJ* 1998; 316(7129):471

7 - Richards S, Burrett J: A proposal for reducing the effect of one of many causes of publication bias. *Trials* 2013; 14:41

8 - <http://www.clinicaltrials.gov/>

9 - Turner E, Matthews A, Linardatos E et al: Selective Publication of Antidepressant Trials and Its Influence on Apparent Efficacy. *N Engl J Med* 2008; 358:252-60

10 -

10 - Wieseler B, McGaughan N, Kaiser T: Finding studies in reboxetine: a tale of hide and seek. *British Medical Journal* 2010; 341:c4942

Das salonfähige Tabu Über die Narrative des Scheiterns

Die neue Kultur des Scheiterns bewegt sich in überschaubaren Grenzen.

Das Sprechen und Schreiben über Scheitern hat zweifellos eine neue Qualität gewonnen. Das bis vor wenigen Jahren noch tabuisierte individuelle Scheitern ist aus der Schmuddel-Ecke der Reality-Formate in den Feuilletons angekommen. Dort also, wo das Scheitern der anderen, also der Politiker, der Literaten und prominenter Persönlichkeiten aus Vergangenheit und Gegenwart schon längst aus der Sicherheit der journalistischen Distanz dem Voyeurismus der anonymen Leserschaft angeboten wird. Nun bekennen sich jedoch nicht nur Journalisten, Künstler und Intellektuelle zum eigenen Scheitern, sondern die Normalität des Phänomens ist angesichts gesellschaftlicher Krisen auch immer öfter in den Debatten der Geistes- und Kulturwissenschaften gegenwärtig.

Die Beiträge in diesem Heft verdeutlichen, dass die Selbstverständlichkeit in der Wahrnehmung des Scheiterns auch zu Formen des Sprechens über Scheitern geführt hat: Sie hoffen, die geforderte Kultur des Scheiterns einzulösen, die vor allem dann gewünscht wird, wenn sich – noch nicht gescheiterte – Menschen dem Thema widmen. Der Gedanke, eine Darstellung des Scheiterns könne künftiges Scheitern verhindern – wünschenswerterweise das eigene – ist spätestens seit Paul Austers grandioser literarischer Vorlage *Hand to Mouth* ungebrochen und eine wesentliche Triebfeder für viele künstlerische und akademische Auseinandersetzungen mit diesem Problem. Denn wer, wenn nicht Künstler und Wissenschaftler, widmen sich in den Augen der Gesellschaft der Verdeutlichung und möglichen Lösung von Problemen?

Auch ich habe mich stets für eine größere Offenheit von potenziell Betroffenen gegenüber ihren Darstellungen des Scheiterns ausgesprochen. Vor etwa zehn Jahren wünschte man sich eine Kopplung von Konzepten medialer und wissenschaftlicher Öffentlichkeit, mit Hoffnungen auf ein besseres Verständnis für Bedingungen und Hintergründe individuellen und kollektiven Scheiterns. Um diese mittlerweile naiv wirkenden Wünsche geht es heute nicht mehr. Scheitern ist salonfähig geworden für Verleger, Betreuer von Doktorarbeiten, Stiftungen und viele andere, die diskursmächtig sind in der Deutung biografischer Kultur. Dass in dieser Veröffentlichung zu Ende das Absagen-Vokabular von Bewerbungen veröffentlicht wird und dieser Beitrag neben biomedizinischen Forschungser-

gebnissen sowie lyrischen Auseinandersetzungen mit den schmerzhaften Umwegen der Biografie steht, die als Scheitern gedeutet werden können, verweist auf die etablierte Breite geeigneter scheinender Narrative in der Darstellung menschlicher Entwicklungsgänge und deren Aufnahme in (populär)wissenschaftliche Kontexte. Die Berausung am eigenen und fremden Scheitern wird in unreflektierter Gestalt, täglich massenhaft in den sozialen Netzwerken und anderen Formen des Internets verbreitet. Dem setzt sich diese Ausgabe mit der gebührenden Nachdenklichkeit entgegen.

Die neue Kultur des Scheiterns, die hier kommentiert wird, bewegt sich vielfach in überschaubaren Grenzen: Immer wieder wird eine Erweiterung der Narrative gefordert, die nicht nur das Scheitern, sondern bereits die Ängste vor diesem repräsentieren sollen; immer wieder eine Kopplung des Scheiterns an wirtschaftliche Rahmenbedingungen und immer wieder die Betrachtung des Scheiterns von der Negativfolie des nicht erreichten Gegenteils.

Das Verhältnis zwischen dem gelungenen und dem gescheiterten Leben ist dabei zweifellos komplexer als die meisten Darstellungen erkennen lassen. Banal ist die Gewissheit, dass das falsche Ziel – die nicht passende biografische Entwicklung, die offensichtlich hoffnungslose Liebe, die nicht ausreichend durchgerechnete wirtschaftliche Strategie – beinahe unweigerlich zum Scheitern führt. Doch auch das auf den ersten Blick richtige Ziel – die erfolgreiche Bewerbung, die erfüllte Beziehung, der perfekt funktionierende Betrieb – kann unter bestimmten Umständen als individuelle Belastung empfunden werden, als völlige Fehlentwicklung eines Lebensentwurfs. Diese individuelle Dimension des Scheiterns, ist kaum objektiv, sondern gebunden an einen persönlichen Standpunkt.

Es kann gar nicht deutlich genug herausgestellt werden, dass es völlig subjektiv und im Verlauf eines Lebens möglicherweise auch erheblichen Schwankungen unterworfen ist, was als Scheitern wahrgenommen werden kann. Und umgekehrt ist in der Gegenwart das, was vermeintlich als Glücksversprechen für die Ewigkeit galt, geradezu ein Ausdruck des Scheiterns: Das beschauliche Leben des Otto Normalverbraucher mit allen Insignien kleinbürgerlicher Sicherheits- und

Eines ist allen Spielarten des Scheiterns gemein: das Leiden.

Anpassungsbemühungen, traditionelle Geschlechter- und Familienkonzepte inklusive. Wenn es also zwar schwer, aber durchaus möglich ist, sich der Kultur der dominierenden und meist medial vermittelten Narrative des Glücks zu entziehen und wirklich eigenständige Deutungen des gelungenen Lebens zu entwickeln, welche Funktion übernimmt dann das Scheitern?

Theoretisch wird es überflüssig oder sogar unmöglich. Jede ungewünschte biografische Entwicklung kann wegdefiniert werden, schlichtweg, indem man ein neues, leichter erreichbar scheinendes Ziel definiert und positiv besetzt. Letztlich basiert eine solche Haltung auf beinahe willkürlich scheinenden Maximen, die situativ genauso gut für wie gegen einen Lebensentwurf sprechen können. Was können die Maßstäbe des Scheiterns sein?

Auch wenn so vieles im Fluss ist, bleibt eines gewiss und kann als gemeinsamer Nenner der vielfältigen Spielarten des Scheiterns gesehen werden, zumindest, wenn es um den Bereich des individuellen Scheiterns geht: Das Leiden. Ohne die Wahrnehmung, dass der Status quo des Lebens auf quälende Weise nicht mehr mit Hoffnungen, Plänen, Erwartungen und anderen Projektionen in Übereinstimmung zu bringen ist, kann kaum von einem Scheitern gesprochen werden. Sicher gibt es auch Schmerz, der durch einen unglücklichen Zufall, durch höhere Gewalt hervorgerufen wird; sowie es auch ein Leiden gibt, das aus Mitleiden erwächst und die eigene Biografie sekundär streift. Auch aus einem plötzlichen Schmerz kann lang andauerndes Leiden erwachsen. Aber dem Leiden geht im Gegensatz zur Unmittelbarkeit des Schmerzes vielfach eine Reflexionsleistung voran, eine Selbstdiagnose. Man befindet sich im Widerspruch zwischen dem gewünschten und dem gelebten Leben. Hier beginnt, was die Historizität des Scheiterns verdeutlicht und es vom physikalisch wirkenden Unglück des Schmerzes unterscheidet: Der Mensch ist – zumindest theoretisch – dazu in der Lage, lebenslang seine Biografie zu evaluieren und sich ein gelungenes wie auch ein gescheitertes Leben zu attestieren – er ist sich selbst historisch.

Aus intersubjektiver und generationenüberspannender Perspektive zeigen sich Kontinuitäten und Brüche in den individuellen und kollektiven Interpretationen menschlicher Lebensentwürfe: Der neuzeitliche Mensch ist – wenigstens in der westlichen Moderne – das erste Wesen, dem das Recht auf individuelles Glück wie ein Menschenrecht zuzustehen scheint. Für uns ist es völlig normal, ausbleibendes Glück als versagte Option einzufordern. Ganze Industriezweige kümmern sich um angemessen scheinende Tröstungen

und erneuern stetig die Legitimität des Anspruchs auf Glück. Es scheint höchst unwahrscheinlich, dass in historischer Perspektive jeder Mensch auf diese Art und Weise durchs Leben gegangen ist. Noch immer zahllosen Menschen auch in Europa die Möglichkeit versagt, biografisches Glück als demokratisch freizügliche Lebensqualität zu erleben. In den Vergangenheiten des Mittelalters und der Antike dürften soziale Unterschiede ebenso wie andere individuelle und kollektive Erwartungen an ein verwirklichtes Leben das Spektrum der Formen biografischen Scheiterns nicht unbedingt reduziert haben. Möglicherweise zeigt sich die Historizität des Scheiterns besonders deutlich daran, dass es an sich bereits eine Konsequenz einer diachronen Situation ist: Scheitern verweist auf eine Unmöglichkeit, die eigene biografische Entwicklung stets passgenau mit der Entwicklung der eigenen Lebensumstände in Übereinstimmung bringen zu können. Angesichts der Komplexität der technologischen und sozio-ökonomischen Beschleunigungen sowie der Möglichkeiten zur Erweiterung biografischer Optionen spätestens seit der Jahrtausendwende die externen Anforderungen an die biografische Entwicklung den modernen Menschen vielfach zu überfordern.

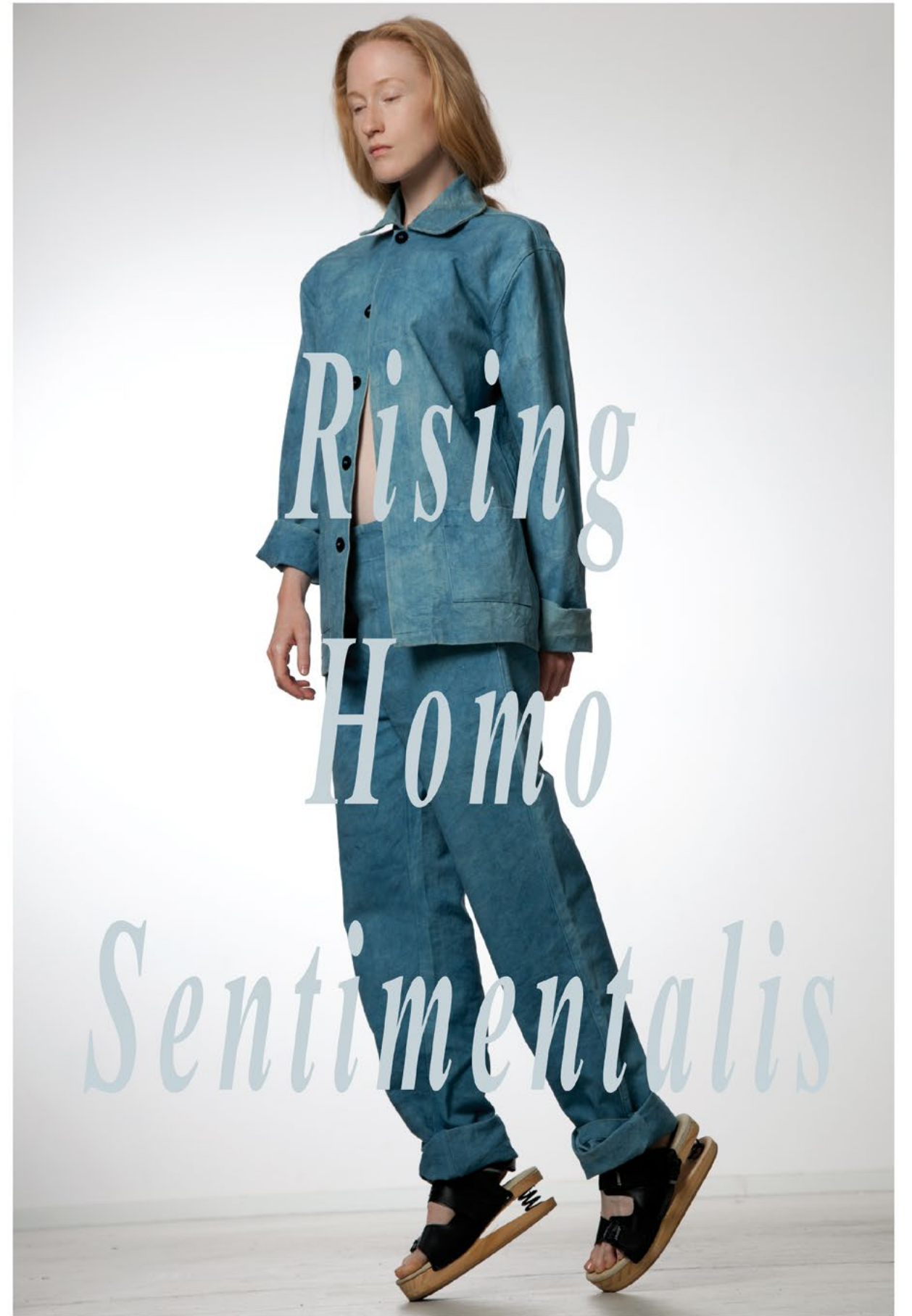
Wenn die Geschichtlichkeit des Scheiterns die besondere Dramatik aktueller Phänomene unterstreicht, so können die in dieser Zeitschrift vorgestellten Narrative auch Ausblicke auf weitere wissenschaftliche Auseinandersetzungen mit Scheitern gestatten. Doch diese akademische Überlegung sollte nicht den Weg verstellen, sich den zum Teil wirklich schmerzhaft berührenden Biografien dieses Heftes zu öffnen. Dass Scheitern immer auch und bei aller Salonfähigkeit der Thematisierung immer noch Leiden bedeutet, ist für mich der rote Faden, der die Beiträge dieses Heftes verbindet.

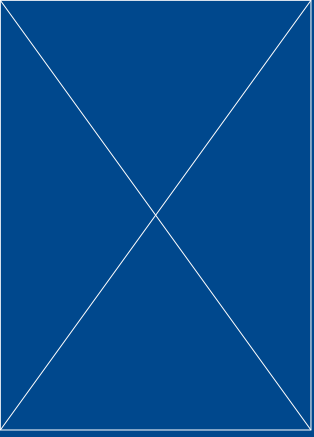
**Britta
Thie**



Emotional
mobility

(2014)





Gabo Camnitzer

Levitation
of a slice
of bread

(2014)

LEVITATION OF A SLICE OF BREAD

If one drops a slice of bread covered in jam, jam-side always falls face down
 Through use of the Indecisiveness Principal levitation should be possible by placing jam on both sides.

inertial mass (index)
 octonion revisions
 subtle forces
 strong forces

Energy transport
 $S = \mathbf{E} \times \mathbf{B}$ (unknown)
 $S = \mathbf{E} \times \mathbf{B} \times \mathbf{G} \times \mathbf{X} \dots \infty$ Helmholtz decomposition

GF(∇) repulsion (crisp bread)

Vector function $F^r(\cdot)$ with curl of $\nabla \times F^r$ (indecisiveness); using delta function
 $\delta(r-r') = \frac{1}{4\pi} \nabla^2 \frac{1}{|r-r'|}$
 $F^r(r) = \int_V F^r(r') \delta^3(r-r') dV' = \int_V F^r(r') \left(-\frac{1}{4\pi} \nabla^2 \frac{1}{|r-r'|} \right) dV' = \frac{1}{-4\pi} \nabla^2 \int_V \frac{F^r(r')}{|r-r'|} dV'$
 using identity $\nabla^2 a = \nabla(\nabla \cdot a) - \nabla \times (\nabla \times a)$
 we find: $F^r(r) = -\frac{1}{4\pi} \left[\nabla \left(\nabla \cdot \int_V \frac{F^r(r')}{|r-r'|} dV' \right) - \nabla \times \left(\nabla \times \int_V \frac{F^r(r')}{|r-r'|} dV' \right) \right]$

Noting that jam can be written as oblique expression of Casimir effect using tensor function:
 $F = -\nabla \Phi + \nabla \times A$ (skew coordinates)
 $\sum_{ijk} \epsilon_{ijk} \frac{\partial^2}{\partial x^i \partial x^j} = \frac{1}{\cos(\theta)} (\epsilon^3)$
 $\Phi = c\sqrt{kx^2 + ky^2}$

p-coumaric acid glucoside
Oc1ccc(cc1)C(=O)OC2=CC=CC=C2O
 natural phenolic glucosides
Oc1ccc2c(c1)oc3cc(O)cc(O)c32

Aerodynamic ($\nabla^2 - d$)
 form $V = \dots$
 Lift
 Drag
 weight
 $z = x + yi = r \left(\frac{\cos \theta}{2} \right)$
 $r = \sqrt{z^2}$
 $\frac{Ec}{A} = \frac{d}{d_2} \frac{E}{A} = \frac{hc\pi^2}{240d^4}$
 sun diverges from hypothesis

$\int_L [p \rightarrow q] CR^n \nabla p \cdot dr = p(q) - p(r)$
 (Ambient external forces)
 $dl \neq$ infinitesimal $\oint (\mathbf{E} + \mathbf{v} \times \mathbf{B})$
 velocity of boundary [] open expanse/surface 2.6124

Swing accelerates out of indecisiveness

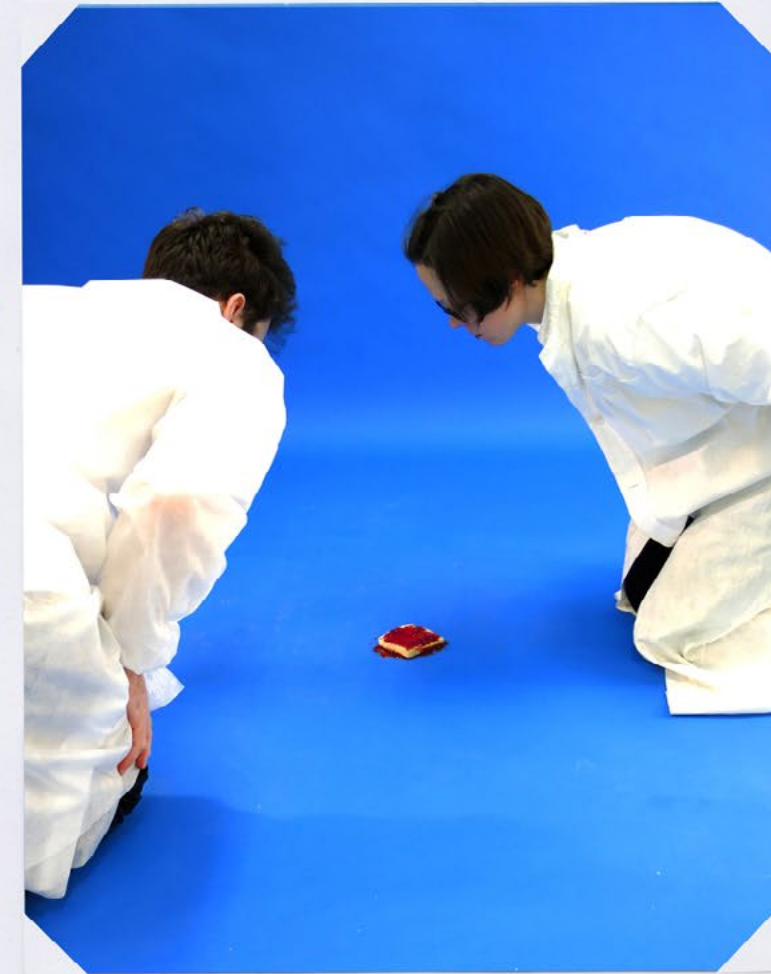
Initial Matter Cloud dissipates (Photon Momentum)

Pull proves nonexistent

Energy Transport

$\oint_{\partial \Sigma} \mathbf{E} \cdot d\mathbf{l} = - \int_{\Sigma} \frac{\partial B}{\partial t} - dA$

$F(r) \delta^3(r-r') \nabla \cdot \mathbf{f} = \frac{1}{4\pi^4}$
 $\int_V \frac{F^r(r')}{|r-r'|} \delta^3(r-r') dV' = \frac{1}{4\pi^4}$
 $T_c = \left(\frac{c(3/2)}{n} \right)^{2/3} \frac{2\pi n^2}{mk_B}$
 $\approx 3.3125 \frac{2 \cdot 2 \cdot 2 \cdot 15}{mk_B}$
 $d(3/2) \approx 2.6124$
 $\delta = -\frac{1}{4\pi} \nabla \times \left(\nabla \times \frac{1}{d} \frac{\mathbf{x}}{r} \right)$
 $\iint_{\Sigma} CR^3 \left(\frac{\partial^2 M - \partial^2 L}{\partial x \cdot \partial y} \right) dA$
 Solenoidal + Laplacian vector fields
 $\nabla \cdot \mathbf{B} = \iint (\mathbf{E} + \mathbf{v} \times \mathbf{B})$
 penetration depth $\frac{d\mathbf{B}}{dt}$

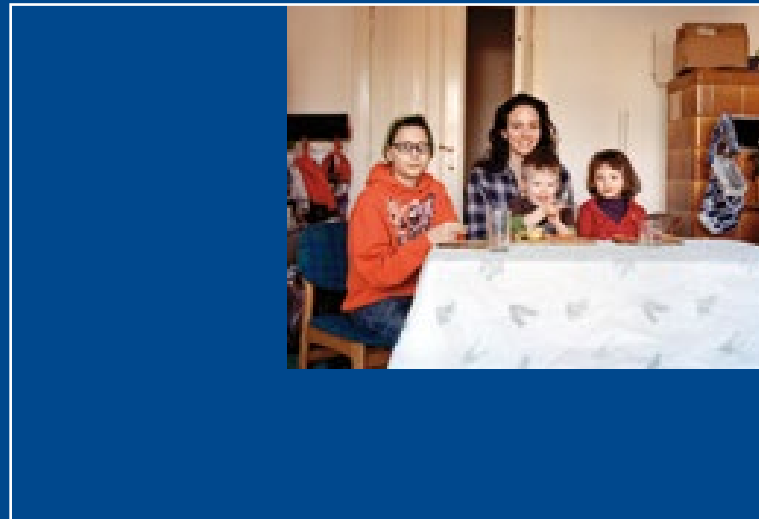


The zero-point energy above and below the bread has somehow not been accounted for by the analytic continuation losing an additive positive infinity. Despite applications of asymptotic analysis the circle of evidence regarding the indecisiveness principal has disintegrated. I submit that this is due to exogenous forces and not to the lack of genuine possibility.

Kaja Smith

„Wir sind
keine
Helden“
Menschen
erzählen
vom
Scheitern

(2014)



Christian Rotsch

„Bei jedem Einsatz muss man die Angst zu scheitern überwinden. Man riskiert sein Leben, aber kann sich total auf seine Jungs verlassen. Bei der Feuerwehr heißt es: Zwei gehen rein, zwei gehen auch wieder raus. Wenn ich arbeite, muss ich schnell Entscheidungen treffen und darf nicht lange zögern, davon hängen Menschenleben ab. Das kann man trainieren, man muss auch immer weiter daran arbeiten. Wir sind keine Helden, aber ich finde es toll, dass wir Sachen machen, die andere Menschen niemals tun würden und damit Leben retten können.“



Feuerwehrmann auf der Feuerwache Prenzlauer Berg, der ältesten Wache Deutschlands

Sebastian von Peter



„Als Psychiater helfe ich Menschen, die in ihrem Alltag immer wieder scheitern. Sei es in der Kommunikation mit ihren Mitmenschen oder einfach an ihren Ängsten. Medikamente sind meistens nur teilweise hilfreich, um den Menschen zu helfen. Fast immer liegt die Lösung in den Menschen selber.“

Oberarzt der Psychiatrie und Psychotherapie im St. Hedwig Krankenhaus

Joachim Bung



„Viele meiner Fahr-
schüler haben Angst
zu scheitern. Ich
sage immer: Der Bes-
te kann durchfallen.
Meine Aufgabe ist es
dem total angstfrei-
en und übermütigen
Fahrschüler etwas
den Wind aus den
Segeln zu nehmen und
dem ehrfürchtigen,
überevorsichtigen
etwas anzusti-
cheln und stark zu
machen. Wenn man in
der Prüfungsfahrt
tatsächlich einen
Fehler macht, der
zum Durchfall führt,
muss man sagen: Gott
sei Dank ist das
nicht bei einer Nor-
malfahrt passiert.
Es ist meist für
etwas gut, wenn man
in der praktischen
Prüfung scheitert.
Dann ist man noch
nicht bereit. Das
gesteht man sich im
Rückblick dann ein.“

Fahrlehrer und ehemaliger Leiter der ältesten Fahrschule Berlins

Konstanze Dutzi



„Das Scheitern
ist die Natur des
Clowns, das was
ihn ausmacht. Er
darf scheitern und
er tut es mit Lust
und Laune. Wenn ihm
etwas nicht gelingt,
gibt er nicht auf,
er macht weiter und
weiter. Der Clown
ist in seinem Han-
deln ganz ehrlich
und verletzlich. Der
entscheidende Unter-
schied ist, dass er
an seinem Scheitern
nicht verzweifelt. Es
gehört für ihn dazu.
Klar ist ein Clown
auch mal traurig
oder wütend, aber er
richtet sich wieder
auf. Dafür nutzt er
seine eigene Leben-
digkeit. Ein Clown
kann eine schlimme
Situation nicht
ändern oder eine
Katastrophe auf-
halten, aber er kann
die Sicht auf Dinge
ändern und für einen
Augenblick das Gan-
ze aus einem anderen,
helleren Blickwinkel
betrachten.“

Schauspielerin und Clown bei Rote Nasen e.V.

„Natürlich ist es nicht einfach, allein drei Kinder groß zu ziehen – aber es funktioniert. Wenn man es schwerer hat und nicht den konventionellen Weg geht, muss man oft kreativ sein und sich gute Lösungen ausdenken. Man bekommt einen anderen, entspannteren Blickwinkel auf das Leben. Mich wirft so schnell nichts um. Es ist wichtig, Prioritäten zu setzen.“

Elizabeth Goerl



Alleinerziehende Mutter von Orion, Pepper und Cassius

Songtext

This heart never needed cure
ne Pistole nur
for shooting at you
You

Also komm zu mir und tanz
if you don't fear my guns

Ich hab' dich gestern Nacht
um die Ecke gedacht
Ich sag's dir durch die Blume
und du hast durch die Hecke gelacht

Deine Zeit rennt mir ja schon jetzt davon
Wir sitzen beide im selben Straßenbahnwaggon
Ich ganz hinten du ganz vorn
die mit den größten Dornen sind am schönsten geboren

Hey hier hundert Blumen
'cause you blew me away
Hey hier hundert Blumen
wir feiern Rosen und Psychosen Yay

This heart never needed cure
ne Pistole nur
for shooting at you
You

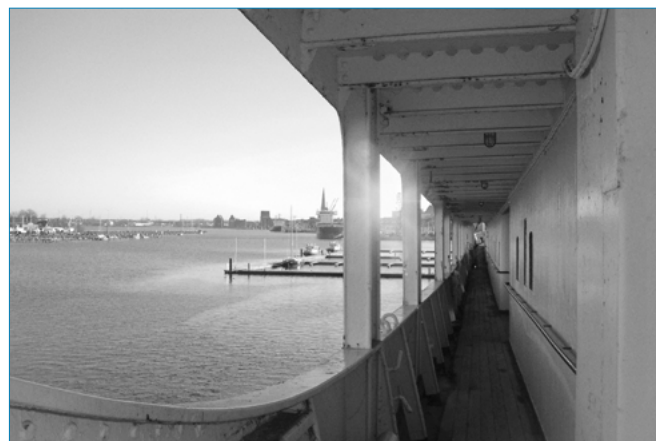
Also komm zu mir und tanz
if you don't fear my guns

Ich sag's dir durch die Obstfliegen im Pflaumenbaum
Du sagst mir durch braune Laubschicht glaub ich kaum
Ist der Platz neben ihnen frei
Ja Nein aber komm gern ins Abteil

Darf ich sie über ihre Rechte aufklären
Alles was sie sagen kann im Gedicht gegen sie verwendet werden
Ich halt es aus altes Haus
Siehst du ihn auch den Kugellauf im Blumenstrauß

Hey hier hundert Blumen
'cause you blew me away
Hey hier hundert Blumen
wir feiern Rosen und Psychosen yay

This heart never needed cure
ne Pistole nur
for shooting at you
You



Schwere See

Glaubt man Udo Horns Händen, war der Raum, in dem er die beste Zeit seines Lebens verbrachte, nur so groß wie der Tisch, an dem er jetzt sitzt. „Viermalzweimeter“, sagt er. Doppelstockkoben, ein Waschbecken, zwei Zimmergenossen. „Ich fühle mich wie im Gefängnis“, schreibt er 1973 in einem Brief an seine Eltern. Drei Wochen später legt die Georg Buchner ab Richtung Kuba.

Zwei Jahre brauchen sie in Rostock, um aus Männern Matrosen zu machen. Die jungen Kerle kommen von überall her, Potsdam, Erfurt, Erzgebirge. Der Traum von der weiten Welt ist groß, und die DDR ist klein. Der 17-jährige Udo Horn hat Tagebuch geführt über die erste Seereise. Seine saubere Handschrift füllt gelbes Papier, und die Rückseiten unscharfer Fotos: schwächliche Kerle, die in die Sonne blinzeln, weiß wie Fischbäuche. Der Atlantik ist blauer als ein Pioniertuch, und die Haare sind lang. „Der Kahn war was Besonderes“, sagt Udo Horn.

Scheitern heißt es in der Seefahrersprache, wenn ein Schiff auf Grund läuft und entzweibricht. Mit vier Knoten ist die Georg Buchner am 30. Mai 2013 vor der polnischen Küste unterwegs. Es ist ihre letzte Reise. Das einstige Ausbildungsschiff soll nach Litauen geschleppt und verschrottet werden. Kurz vor 19 Uhr neigt sich die Buchner zur Seite, Wasser dringt ein, die Schlagseite wird größer. Um 19:53 Uhr löst der Schlepper die Leinen, um nicht mit in die Tiefe gezogen zu werden. Polnische Taucher werden später das Wrack begutachten: Wie ein weißer Wal liegt das Schiff in 35 Meter Tiefe vor der Halbinsel Hel. Das Warum bleibt ungeklärt.

Kurz vor Havanna bekommt Udo Horn einen Unterarmfurunkel. An Bord gibt es einen Krankensaal mit zwei Betten. „Aber nix mit Anästhesie. Nur Rum.“ Horn geht verkatert und mit einem Verband an Land. Immer dabei, Kaugummis für die Kinder und Strumpfhosen für deren schöne Mütter. Manchmal sagen die danke. Manchmal auch: Komm doch mit rauf. Horn spart auf einen Jeansanzug. „Wenn die Mädels in der Heimat so was sahen, wussten die: Der fährt zur See.“

Die Georg Buchner ist ein stolzes Schiff. In den Fünfziger- und Sechzigerjahren fährt sie unter belgischer Flagge und dem Namen Charlesville über die Weltmeere. Achtzylinder Dieselmotor, 9.200 PS. Es ist die Zeit der Kombischiffe – luxuriös wie ein Passagierdampfer, geräumig wie ein Frachtschiff. An Bord der Charlesville gibt es einen Swimmingpool, eine Bibliothek und ein Spielzimmer, einen Friseursalon, eine Bügelstube. 1967 kauft der VEB Deutsche Seereederei Rostock das Schiff und tauft es um. Bis zur Wende lernen hier die Vollmatrosen der DDR-Handelsflotte das Spleißen und Knoten und bei schwerer See das Essen bei sich zu behalten.

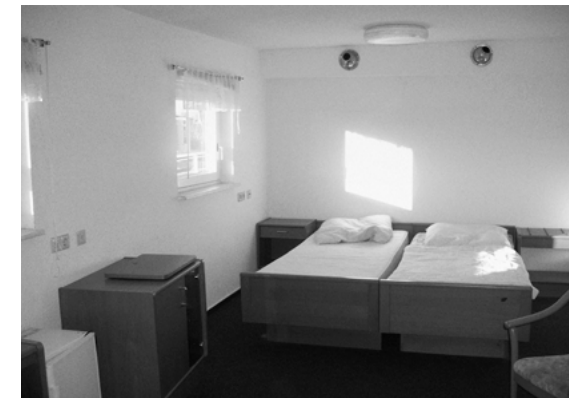
Manchmal bedankt sich Udo Horn bei dem Schiff für die gemeinsame Zeit, so als hätte ihn der Koloss aus genietetem Stahl das Leben gelehrt und nicht der Kapitän, die Mannschaft, das Meer. Er kann nicht genau sagen, wann es sein Schiff wurde. Als er mit einem kleinen Hämmerchen übers Deck kriecht, um den Rost von den empfindlichsten Stellen zu klopfen, vielleicht. Vielleicht, als der erste große Sturm tobt und die Wellen so hoch schlagen, dass ein Mann mit dem Kopf gegen ein Schott schlägt und sich die Unterlippe abbeißt.

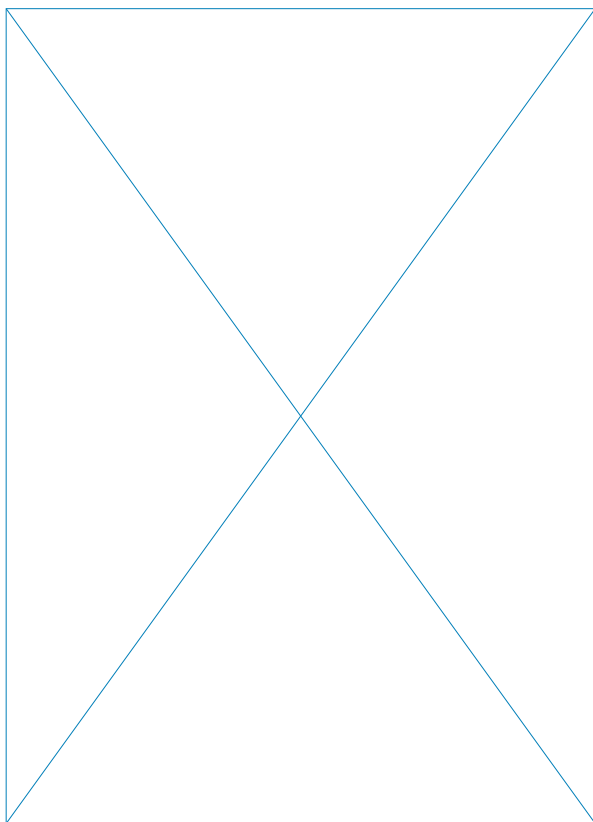
Schiffe scheitern in der Nähe des Ufers, sagt ein Sprichwort. Weil große Pläne oft gleich zu Beginn oder kurz vor der Vollendung misslingen. 1991 kauft die Stadt Rostock die „Buchner“ für den symbolischen Preis von einem Euro, um es vor der Abwrackung zu bewahren. 2001 übernimmt der Förderverein Traditionsschiffe e.V. die Instandhaltung, eröffnet an Bord eine Jugendherberge und ein Hotel mit insgesamt 150 Betten. Die Unfreundlichkeit des Personals ist legendär, noch heute findet man Negativbewertungen auf Reiseportalen im Internet: Rülpsende Wasserhähne, Linoleum statt Teppichboden, auf dem B-Deck zieht Gestrüpp genügend Nährstoffe aus den verwitterten Holzplanken, um mehr als einen Meter hoch zu wachsen. Rostfraß, steigende Ölpreise und die bevorstehende TÜV-Prüfung für den Heizkessel machen zusätzlich Probleme. Fünf Millionen soll eine Sanierung laut Experten kosten. Der Verein erkundigt sich nach dem Schrottwert des Schiffes. Eine Briefkastenfirma mit Sitz auf den Seychellen will 900.000 Euro zahlen.

Die Skyline einer Hansestadt ist die Kaikante. Viele Schiffe haben den Rostocker Hafen in den vergangenen Jahren verlassen. Das Portcenter zum Beispiel, ein siebenstöckiges, schwimmendes Einkaufszentrum, 1990 für 50 Millionen D-Mark gebaut, um den Hunger nach bunten Waren zu stillen. Am Ende beherbergt es ein Casino und einen Erotikshop. Der Liegeplatz wird 2001 wegen Mietrückständen gekündigt, das Shopping-Schiff aus dem Hafen geschleppt. Zurück bleibt die Bucht. Mehr als zehn Jahre liegt das Schiff gegenüber eines Konzertclubs. Generationen flanellhemdtragender Kids versuchen von der Kaikante aus den rostigen Bug anzupinkeln. Trunkene Liebeserklärungen an das Schiff, das schon immer da war, so selbstverständlich wie ein Arm oder ein Bein.

300 Menschen kommen am 26. Mai 2013 in den Stadthafen. Nicht mehr um Unterschriften zu sammeln oder Mahnwachen abzuhalten. Nach Monaten des Protestes ist der Verkauf der Georg Büchner besiegelt. Zwei junge Männer rudern mit einem Schlauchboot zum Bug des Schiffes und küssen das kalte Metall. „2 Meter 2 Mark“ hat irgendwer in einer Nacht- und Nebelaktion daran gesprüht. Der Schriftzug ist noch zu sehen, als das Schiff aus dem Hafen geschleppt wird.

Es gibt drei Arten von Menschen: die Lebenden, die Toten und die, die zur See fahren, heißt es. Udo Horns Haar ist über die Jahre weiß geworden. Wenn er spricht, klingt das ein bisschen, als würde er mit Salzwasser gurgeln. Als Kreuzfahrtjournalist schreibt er über die verchromten Riesenkähne, die mit Zaubershow und Meeresfrüchte-Buffer. Seit einem Jahr hat er einen Laden am Rostocker Stadthafen. Im Schiff & Mehr verkauft er Küstenkalender und Kreuzfahrttickets. Im Hintergrund läuft La Paloma. „Hätte schlimmer kommen können“, sagt Horn und klappt das Tagebuch zu. „Mein Schiff hat ein Seemannsgrab.“





Öffentlich Scheitern Über erfolgreiches Crowdfunding

Zwei traurige kleine Jungen sitzen auf dem Absatz ihrer Haustür: „Wir lernen mehr beim Verlieren als wir beim Gewinnen lernen“, versucht der eine den anderen aufzumuntern. Dieser stützt den Kopf auf die Hand und seufzt: „Das ist der Grund, warum ich die klügste Person der Welt bin.“

Die Szene stammt aus dem Comic *Peanuts*. Linus will Charlie Brown mit seinem Lobpreis des Scheiterns aufmuntern. Das missglückt – weil Scheitern nun mal nicht schön ist. Völlig egal, was freundliche Menschen über Fehlversuche und neue Anläufe sagen: Scheitern ist in Wahrheit keine Freude – da hilft es auch nicht, dass es vermeintlich klüger macht. Es tut zunächst einmal weh.

Dennoch wohnt dem Scheitern ein besonderer Zauber inne, der spätestens dann entsteht, wenn das Scheitern abgewendet werden kann. Siege im Sport sind schließlich auch deshalb schön, weil sie eben keine Niederlage sind. Das klingt so wahnsinnig banal, dass es sich lohnt, länger darüber nachzudenken. Das Prinzip des abwehrenden Umgangs mit dem Scheitern ist Antrieb für zahlreiche Bereiche der wettkampffinteressierten Gesellschaft.

Nicht zu verlieren ist oftmals der schönste Sieg.

Man kann dieses Prinzip auch weniger kompetitiv denken. Es muss nicht ein Gegenüber besiegt, sondern eine Gruppe überzeugt werden, um das Scheitern zu verhindern. Genau auf dieser Idee basieren neue Schwarm-Finanzierung genannte Modelle des Crowdfundings. Zuschauer und Filmemacher, Leser und Autoren, Zuhörer und Musiker schaffen gemeinsam ein Projekt – diese Grundidee ist spätestens seit Amanda Palmers Kickstarter-Projekt aus dem Jahr 2012 sehr populär. So unterschiedlich die Projekte sind, die man auf den zahlreichen Crowdfunding-Plattformen beobachten und unterstützen kann, eines ist ihnen gemeinsam: Der Projektstarter geht das Risiko des öffentlichen Scheiterns ein.

Ein Künstler präsentiert seine Idee und stets steht daneben zunächst eine Null: Null Unterstützer, null Euro, null Erfolg. Diese Null ist das öffentlich einsehbare Symbol des Scheiterns und Grundbedingung für jedes erfolgreiche Crowdfunding-Projekt. Niemand, der ein Projekt auf diese Weise startet, kommt an der Null vorbei. Niemand kann wirklich ausschließen,

dass die Null bleibt bzw. dass das Projekt scheitert. Für Kreative, die auf diese Weise ihre Kunst realisieren wollen, ist dieses öffentliche Scheitern das größte Risiko. Für die Zuschauer und Leser, die auf diese Weise Kunst unterstützen wollen, ist die Option des Scheiterns jedoch der größte Anreiz. Nicht weil sie wie Charlie Brown die Möglichkeit des Lernens sehen, sondern weil sie merken: Sie spielen eine Rolle.

Wann hatten Sie als Leser eines Buches das letzte Mal das Gefühl, dass Ihre Lektüre eine Rolle spielt? Bei welchem Museumsbesuch, Song oder Kinofilm hatten Sie den Eindruck, dass es anders gewesen wäre, hätten Sie nicht mitgemacht? Es gibt kaum Mechanismen im klassischen Kulturbetrieb, die dem Konsumenten eine Rolle zuschreiben, die über den reinen Kauf hinaus gehen. Beim Crowdfunding ist das anders: Die Option des Scheiterns gibt dem Konsumenten öffentliche Macht. Er oder sie spielt eine Rolle. Das Buch, der Film, die Musik wird nur deshalb erstellt weil auch sie oder er mitmacht.

Deshalb sind Käufer beim Crowdfunding öffentlich sichtbar. Anders als bei einem Buchkauf in einem Laden können andere nachher sehen, was man erworben hat. Diese soziale Dimension der Teilhabe an Kultur ist einer der großen Unterschiede zwischen klassischer Kulturproduktion und öffentlichem Crowdfunding. Die soziale Gruppe, die sich hinter einem Buch oder einem Album zusammenfindet, ist ein wichtiger Erfolgsfaktor: Wenn diese Menschen das Projekt unterstützen, kann es nicht schlecht sein – selbst wenn man den Künstler gar nicht kennt. Gute Crowdfunding-Projekte setzen genau auf diese gemeinsame Ebene der neuen Finanzierungsmethode.

Natürlich scheitern auch klassisch finanzierte Kulturprodukte. Kinofilme floppen, Bücher werden nicht gekauft und Songs nicht gespielt. Das passiert gar nicht mal selten genau so. Das Besondere dabei ist aber: Dieses Scheitern wird kaum bemerkt. Es findet abseits der großen Bühne statt. Beim Crowdfunding jedoch ist schon die Vorstellung der Idee für jedermann sichtbar. Sie kann scheitern. Das wäre unangenehm – aber in jedem Fall lehrreich. Denn in Wahrheit ist ja nicht falsch, was Linus dem traurigen Charlie Brown mit auf den Weg gibt: „Im Scheitern lernen wir.“ Es ist keine Plattitüde, das hier zu wiederholen. Denn mutige Projekte wird man nur dort finden, wo es auch eine Kultur des Scheiterns gibt.

Auf ewig zweite Liga

Als Timm Ulrichs endlich müde ist von all dem Abhassen und sich verabschiedet, verkleidet er einen letzten Anfall von Größenwahn als Leutseligkeit: „Mein Galerist! Mein Verleger! Mein Kritiker!“, sagt er, als er ein letztes Mal in die Runde blickt. Wir sind in der Weinbar gelandet, um den Abend doch noch versöhnlich enden zu lassen. Anlässlich seiner neuen Monografie hatte ich, sein Kritiker, vorher in einem Buchladen ein sogenanntes Künstlergespräch geführt. Der 74-Jährige inszeniert sich gerne als hochtourige Ideenmaschine, deren Effizienz und Perfektion von der angeblich so dübsinnigen, intriganten Kunstwelt nicht gesehen wird – weshalb Kollegen, Kuratoren, Kritiker in einem fort beschimpft werden müssen. Auch als direkter Gesprächspartner entgeht man diesem Shitstorm nicht. Er hatte mir schon am Beginn des Gesprächs vorgeworfen, ich habe mich nicht genug vorbereitet. Er hatte dem Magazin, für das ich arbeite, unterstellt, es würde redaktionellen Inhalt verkaufen. Einige Leute aus dem Publikum erzählen nun in der Weinbar, sie hätten erwartet, dass ich mitten im Talk gehe. Aber nicht doch! Denn wenn ich eine Stunde Timm Ulrichs' Verleumdungen aushalte, kann mir kein Interviewpartner mehr etwas anhaben. Als ich den Künstler vor vier Jahren im Kunstverein Hannover kennenlernte, auf der Pressekonferenz zu einer natürlich längst überfälligen Retrospektive in seiner Heimatstadt, dachte ich noch, seine Kanonaden richten sich nur gegen eine bestimmte Generation – meine Generation –, die Ideen klaue, auf einem irre gewordenen Kunstmarkt leichtes Geld verdiene und alles in allem nichts taue. Aber schnell machte der angeblich verkannte Künstler deutlich: „Arschlöcher“ und „Idioten“, das sind mehr oder weniger alle, die nicht Timm Ulrichs heißen. Ich fand diesen Hass ganz erfrischend. Auf den Eröffnungen und Kunstmesse, Vorbesichtigungen und Nachbetrachtungen küsst sich alle immer nur die glühenden Wangen und klopfen sich auf die schmalen Schultern. Und es stimmt schließlich, Ulrichs ist der Igel, der den Jüngeren, den Hasen, wie im Märchen zuruft: „Ick bün al dor!“ Oder eben: „Fuck you!“

Machen hieß bei ihm oft: vormachen. Er stellte sich in den 60er-Jahren selbst als Objekt aus, ließ sich tätowieren, nahm sich früh der Laufschrift und der bildgebenden Verfahren der Endoskopie an und spürte in der Serie Kunst und Leben Pornofotos auf, bei denen hinter der eigentlichen Aktion ein Kunstwerk hängt. Er hat Spielzeug ins Riesenhafte vergrößert, Assemblagen aus Pattex-Tuben gemacht und damit das Werkzeug zum Gegenstand, einem Betonklotz Antenne und Netzanschluss verpasst als Vorwegnahme von Isa Genzken's berühmtem Weltempfänger und Magnetplatten im Kreis so aneinandergelehnt, dass sie sich durch ihre Abstoßungskräfte selbst halten. Land-Art, Body-Art, Collage, konkrete Poesie, Lichtarbeiten – im Bauchladen des selbst ernannten Totalkünstlers ist alles im Angebot. Während eines Gewitters lief er mit einer sehnsuchtsvoll dem Himmel entgegengestreckten Metallantenne über eine Wiese oder schloss sich stundenlang in einem ausgehöhlten Findling ein.

Er hat alles gemacht und alles gegeben. Aber genützt hat es ihm angeblich nicht: Die großen Erfolge mit internationalen Ausstellungen und unglaublichen Preisen am Kunstmarkt feiern Generationsgenossen wie Georg Baselitz oder Gerhard Richter. Ulrichs registriert jede ihrer Bewegungen und vergleicht sie mit seiner eigenen Rezeptionsgeschichte: Er durchforstet Zeitungen, Rankings und Künstlerlisten, hat einen Ausschnittendienst abonniert, der ihm Artikel zuschickt, in denen sein Name steht.

Und er findet bei seinen Recherchen zuverlässig genau das, was er sucht: Die Welt interessiert sich nicht für mich. Doch auch wenn er tatsächlich einem breiten Publikum unbekannt ist, lieben ihn viele jüngere Künstler. Er war auf die Documenta eingeladen, stellt in Museen aus, wird seit einigen Jahren von der hervorragenden Galerie Wentrup vertreten und hat zahlreiche Publikationen in namhaften Verlagen veröffentlicht. Peter Weibel vom Karlsruher Zentrum für Kunst und Medientheorie nennt ihn einen „der größten und prototypischsten Künstler des 20. Jahrhunderts“.



Doch das reicht ihm nicht. „Das Problem ist ja die zweite oder dritte Liga“, hatte Ulrichs heute Abend gesagt. „Deren Mannschaften treten genau so häufig an wie die der ersten Liga, nur das sie auf matschigen Plätzen spielen und ohne Geld, und ohne Profibonus.“ Er habe 250 Einzelausstellungen gehabt und Beteiligungen in Gruppenausstellungen „in jedem Ort über 30.000 Einwohner. Da ist dann kein Herr Zwirner oder Kaspar König oder sonstwas durchgerauscht.“

So sieht Ulrichs die Welt: Er hat geliefert, jetzt sind die schlechten Autoritäten und Klüngelheinis an der Reihe, mal ganz sachlich zu vergleichen: Gerhard Richter hier, Timm Ulrichs da – wer hat tatsächlich mehr geleistet?

„Ich habe immer gedacht, so machen das Theatergruppen oft oder Rockgruppen. Man macht die Premiere irgendwo auf dem Dorf, in Gronau, da hat Udo Lindenberg angefangen. Und wenn es dann gut läuft, dann geht man in die Großstadt. Aber ich habe viele Proben gehabt in den ganzen kleinen Orten, nur der Transfer in die Großstadt ist dann nie gelungen, nicht die Waldbühne, nicht das Olympiastadion, sondern immer noch der kleine Vorortplatz mit den Behelfstören und dem Matsch, der das Trikot versaut. Wo man das Geld noch mitbringen muss.“

Weshalb steigt Timm Ulrichs nie auf in die Bundesliga? Wenn man ihn selbst fragt, wird man immer wieder hören: Es liege an den Vereinen, den Reportern, den Trainern. „Bullshit, Timm Ulrichs!“ schrieb der große Kurator Harald Szeemann, als der Künstler ihm in einem langen Brief darlegte, warum er unbedingt an der später legendär gewordenen Ausstellung When Attitudes Become Form teilnehmen müsse. Nur diesen Satz: „Bullshit, Timm Ulrichs!“

Doch das Problem liegt vielleicht nicht nur bei den Kuratoren, Kollegen und Kritikern. In dem Buch, das wir heute vorgestellt haben, wird Ulrichs etwa mit Collagen- und Stempelarbeiten vom Beginn der 60er auch als Pionier der seriellen Kunst vorgestellt. Aber bei ihm ist das Serielle kein Statement, keine Notwendigkeit wie kurz darauf etwa bei Peter Roehr, der der Ansicht war, ein Künstler könne im Fließbandzeitalter eben nur so vorgehen. Ulrichs hingegen – und dies ist die Kehrseite seiner Produktivität – besitzt kein Thema, keinen Stil, nichts, das aufeinander aufbaut und sich zu einem Werk verdichtet. Er langweilt sich wahrscheinlich schon, wenn sein Geistesblitz das erste Mal ins Material fährt. Denn als Konzeptkünstler sieht er in den fertigen Arbeiten lediglich Belegexemplare für Ideen.

Aber was, wenn sowohl das Einzelwerk als auch das Gesamtwerk ohne Dringlichkeit ist? Dann bleibt allein der ewige Überbietungsdrang, der sich nicht nur in guter Kunst niederschlägt, sondern eben auch in bösem Hass. „Der Hass hält mich jung“, sagte Ulrichs bei der Buchvorstellung.

Aber der Hass hält die Beschimpften auch auf Abstand. Jetzt, als Timm Ulrichs sich verabschiedet, erscheint es mir, als zwinkere er kurz zu mir rüber, so dass ich den Schriftzug *The End* auf seinem Lid lesen kann – ein Tattoo, das Ulrichs sich 1981 stechen ließ. Ein Ende, endlich!

Doch nachdem er gegangen ist, verabschieden auch wir uns bald. Es ist plötzlich öde ohne ihn.

Timm Ulrichs hat alles für die Kunst gegeben: Er tätowierte seinen Körper, schloss sich stundenlang in einem ausgehöhlten Findling ein, lief bei Gewitter nackt auf Feldern und wird ungefähr 300 Mal am Tag von Geistesblitzen getroffen. Erfolgreich sind aber immer die anderen. Mit 74 Jahren ist der Künstler heute ziemlich verbittert.

Daniel Völzke ist Redakteur bei „Monopol“.

Theorie der Einnistung Zu einer produktiven Ästhetik des Gescheiterten

Architekten scheitern andauernd. Jeder verlorene Wettbewerb, jedes nicht gebaute Haus ist ein Scheitern und wenn man mit dem Bauen anfängt, kann das Haus immer noch scheitern. Und dann entstehen oft die besten, überraschendsten Räume. In Siena, neben dem Dom aus dem 11. Jahrhundert, wollte man ein mächtiges Seitenschiff bauen, die Seitenwände standen schon – aber die Überdachung gelang nicht; immer wieder, so will es die Legende, stürzte die Konstruktion ein. Als Teil des Duomo Nuovo war der Bau gescheitert, eine Ruine. Aber dann geschah etwas Erstaunliches: Man entschied kurzerhand, die schon gebauten Innenwände als Außenwände zu definieren und das Innere des Querschiffs als Platz: So steht der Raum jetzt wie eine architektonische Wendejacke da, an die Außenwände hat man Häuser gebaut. Das, was einmal das Innere des Schiffs werden sollte, ist jetzt einer der interessantesten Plätze der Stadt.

Ein Parkplatz steht dort, wo Gottesdienste stattfinden sollten.



Man kann daraus ein Prinzip, eine Theorie des produktiven Scheiterns ableiten, die sich durch die Architekturgeschichte zieht: Jemand macht einen großen, ambitionierten Plan, beginnt zu bauen und übernimmt sich. Jetzt steht ein seltsames Ding da, noch halb Plan und schon Ruine. Anstatt mit allen Kräften, unter Aufbietung größter Anstrengungen, den einmal gefassten Plan durchzukämpfen, wird sein Scheitern akzeptiert. Jetzt beginnt ein Prozess der Einnistung: Wie sich an einem versunkenen Schiff Seepocken andocken, Muränen in die Hohlräume ziehen, so besiedeln sich die Großformen. Schaut man genauer auf die Sockelgeschosse alter italienischer Stadtpaläste, könnte man im Umgang mit ihnen geradezu ein frühes Modell für diese Art der Besiedelung, Überbauung, Aushöhlung und gescheiterten Großformen erkennen. Der Sockel des verlassenen, aufgegebenen, halb verfallenen Palazzo wird von der Distanzierungsform, zu einer porösen, permeablen Zone, in der sich das öffentliche Leben ins Haus ergießt. Der Sockel ist auch immer ein Ort des Maßstabssprungs, an dem die monumentale Ordnung kollabiert und ins Alltäglich-Kleinteilige ausfranst – darin, in diesem Scheitern der geplanten Würdeformel des antikisierenden Baus, liegt die Lebendigkeit der Stadt: Im Palazzo Capranica nistet sich ein winziges

An den Gebäuden der aktuellen Architektur gleitet das Leben ab.

Restaurant mit grünen Jalousien ein, in Mailand dockt dort, wo die Galleria Vittorio Emanuele auf die Piazza della Scala mündet, ein winziger Zeitungsladen in die Monumentalform ein. Wie Seepocken besiedeln Bars, Kioske, sogar kleine Supermärkte die Sockel der italienischen Paläste, die engen Straßen davor werden mit wenigen Gesten, nur ein paar Stühlen und Tischen, als Aufenthaltsraum definiert: Die Einnistung, das Café, wächst wieder in die Stadt hinein. Das Haus scheitert als Panzer und empfängt die Stadt mit ihren parasitären Mikroorganismen, beide profitieren davon. Man kann in diesem Scheitern, dieser Aufgabe der architektonischen Form, ein Modell erkennen.

Viele Gebäude der aktuellen Architektur erlauben keinerlei Einnistungen, das Leben gleitet an ihnen ab. Das Gegenmodell ist ein Haus, das wie ein künstliches Riff in den Gewässern der Stadt abgesenkt steht und dessen Sockel nicht Abstandshalter und Zurückweisung ist, sondern eine Zone, in der sich immer neue Formen des städtischen Lebens einnisten und andocken können wie Seepocken, Muscheln und Schwämme an einem Riff. So war es mit dem Palast der Republik, bis 1989 Sitz des DDR-Parlaments, der nach der Übernahme der DDR durch die Bundesrepublik leer stand und verfiel. Auch hier nisteten sich in der ausgewaideten Schaltzentrale eines gescheiterten Systems Theater, Kunstausstellungen und andere Projekte ein, die temporäre Kunsthalle, das Hotel Eiskristall; die gescheiterte Regierungsmaschine mutierte zu einer leeren, für alle Bespielungen offenen Bühne für die Stadt.

Einer der erfolgreichsten Gescheiterten der neueren Architekturgeschichte ist Claude Parent. Parent, 1923 in Neuilly geboren, war einer der radikalsten Haus-Umdecker des vergangenen Jahrhunderts. Er plante eine Revolution des Wohnzimmers, einen Vernichtungsschlag gegen die Idee des Möbels – und die Idee dafür kam ihm passenderweise in einem defekten Bunker. Zwischen 1942 und 1944 hatte die Deutsche Wehrmacht an der europäischen Westküste auf 2.685 Kilometern Länge etwa 8.200 Bunker gebaut, um die Landung der Alliierten zu verhindern;

viele dieser Bunker sind nach heftigen Winterstürmen von den Dünen abgerutscht und stecken jetzt, gekippt, schief, wie aus großer Höhe abgeworfen, im Sand. Als Claude Parent in den sechziger Jahren zusammen mit dem neun Jahre jüngeren Philosophen Paul Virilio in seinem Jeep durch diese Dünenlandschaften fuhr,

hielten sie an einem Bunker, der zur Hälfte im weichen Sand versunken war, und traten durch eine enge Öffnung hinein. Es war ein merkwürdiger Raum: Der Boden war so schräg, dass man nicht wusste, ob das, worauf man stand, ein gekippter Boden oder eine ehemalige Wand war, überhaupt hatten hier drinnen Begriffe wie Wand, Boden, oben und unten keinen Sinn mehr. Es war, sagt Parent, ein Raumgefühl, wie man es sonst nirgendwo hatte: ein Taumel, ein Schwindel, wie ihn nicht einmal die turbulentesten Barockkirchen hervorrufen würden. Seit dem Besuch im Bunker, sagt Parent, habe ihn das Gefühl, auf einem schrägen Boden zu stehen, nicht mehr losgelassen. Er begann, die Dinge aus dem Gleichgewicht zu bringen. Für den Industriellen Gaston Drusch hatte er bei Versailles eine Villa gebaut, die aussah, als wäre ein Bauhaus-Kubus ganz ähnlich wie die Atlantik-Bunker um exakt 45 Grad in den Boden gesackt – aber so etwas war ihm nun nicht mehr extrem genug. Deswegen tat er etwas, das ihn zum Liebling der Intellektuellen in Paris machte und seine bis dahin sehr erfolgreiche kommerzielle Karriere abrupt beendete: Er beschloss, nur noch schräge Böden zu bauen. Er schrieb mit Virilio Pamphlete wie *Vivre à l'Oblique* – das Leben auf der Schräge. Noch heute spricht er mit einer ungebrochenen Begeisterung davon, wie dieses Leben auf der Schräge die sozialen Beziehungen dynamisieren und in andere Richtungen lenken könne: „Überlegen Sie mal, wie langweilig es in unseren Häusern zugeht. Das Kind sitzt im Kinderzimmer. Der Hausherr auf dem geerbten Sofa. Wir sind vollkommen übermöbliert. Wie wäre es dagegen, wenn man Raum spielerischer auffasste, freier, wenn Bewegung und Dasein im Raum auch klettern, liegen, rutschen bedeuten könnte?“ Und was, war die Frage, passierte, wenn man sich anders gruppieren muss, als die sozialen Vorgaben von Stuhl, Tisch, Sofa, Bett es verlangen?

Parent machte das Haus zu einem paradoxen Ding zwischen Höhle und Hang, in dem man keine Ruhe finden, sondern einem aufregenden Schwindelgefühl ausgesetzt werden sollte. Er baute sein Haus um: Alle

Möbel wurden entfernt und stattdessen in die Räume eine Landschaft aus Rampen und schrägen Ebenen eingebaut, und schon war die uralte Diskussion wieder entflammt, die schon die Dorer auf Kreta, die zu Tisch saßen, von den nach orientalischem Vorbild im Liegen speisenden Bewohnern von Altsmyrna trennte: ob

ein Leben mit oder ohne Stühle unsere Paläste Esstisch wünschenswerter sei. Ein Foto zeigt Parent in dieser Zeit mit Familie und Gästen, er sitzt wie ein Guru des entmöbelten Daseins auf einer dieser Schrägen, die anderen hocken, fläzen, liegen um ihn herum, und in der Auflösung von Kategorien und Ordnungssystemen wollte Parent eine neue Freiheit entdecken. Das Haus wurde wieder Landschaft; man saß und rollte wie eine Gorillahorde am Hang herum. Parents Tochter Chloé erzählt: „Ich lief mit meinem Hund über die Rampen, ließ Murmeln herunterkugeln – meine Eltern hatten alle Möbel aus dem Haus verbannt, es gab fast keine Türen, man lag auf Plateaus und in Höhlen... Nach dem Tag, an dem die Handwerker kamen, um die Rampen einzubauen, wurde das Außergewöhnliche mein Alltag. Es war aufregend für mich als Kind. Ich gehörte nicht mehr zu der bourgeoisen Welt, in der man wertvolle Stilmöbel von seinen Vorfahren erbt und an Tischen aß, die von sechs hohen Stühlen umstellt waren... Wir



aßen im Liegen, an einem kleinen, flachen Tisch, unter dem man auch liegen konnte. Teilweise waren in die Rampen weiche Inseln eingelassen, die man nicht sehen konnte – die Besucher schrien oft erschreckt auf, wenn sie in eine solche weiche Stelle traten.“ Kommerziell war all das kein Erfolg, denn diejenigen, die diese Architektur am meisten liebten, konnten sie sich nicht leisten –

die Kinder. Parent schlug sich mit Supermärkten und Entwürfen für Atomkraftwerke durch, was seinem Ruf nicht unbedingt guttat, im vergangenen Jahr musste er sein Haus verkaufen, die neuen Eigentümer rissen als erstes die schrägen Böden heraus. Eine gescheiterte Utopie. Dachte man schon, bevor die letzte Schräge entfernt worden war. Aber dann baute das japanische Architekturbüro Sanaa in Lausanne für die polytechnische Hochschule eine ganze Betondünenlandschaft aus schrägen Böden, eine Betonwelle mit einem ebenfalls gewellten Betondach, in der die Studenten wie Plankton umhertreiben, und plötzlich erschien die gescheiterte Form als die gescheiteste, die ein Universitätscampus überhaupt annehmen kann.



mutieren zu Bühnen, die alle bespielen können.

Niklas Maak leitet das Kunstressort der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“.

SCHEITERN

Sonderausgabe des KM Magazins - April 2014

Herausgeber:

KM Kulturmanagement Network GmbH
Dirk Schütz, Veronika Schuster (V.i.S.d. § 55 RStV)

Chefredaktion & Projektleitung:

Marie Egger
(marie.egger.mail@gmail.com)

Redaktion:

Birte Bösehans, Marie Egger, Nico Schmidt

Website:

www.scheitern-magazin.de

Texte:

AB Syndrom
Dirk Baecker / Alexander Kluge
Tom Bresemann
Silke Burmester
Matthias Dell
Dirk von Gehlen
Niklas Maak
Domenico Müllensiefen
Ulrike Nimz
Matthias Planitzer
Sylvia Plath / Judith Zander
Elisabeth Rank
Annemarie Rennert
Steven Solbrig
Daniel Völzke
Anne Waak
Stefan Zahlmann

Künstlerische Arbeiten:

Martin Bothe: ohne Titel (Figur 0 – Schema)
Gabo Camnitzer
Sanya Kantarovsky
Kaja Smith
Britta Thie

Layout und Satz:

Caroline Wolewinski (Grafik-Design)
www.carolinewolewinski.com

Titelgestaltung und Absagensammlung:

Janina Schwager

Unterstützung der Redaktion:

Andreas Bühlhoff, Florian Reimann,
Julian Malte Schindele

Bildrechte:

S.5 und 6 ©Sanya Kantarovsky / S.10 und 11
©Studio Canal / S.22 ©Nicolas Kramar / S.33
©Janina Schwager / S.36 ©Florian Reimann /
S.42, 43 und 44 ©Britta Thie / S. 48 und 49
©Gabo Camnitzer / S.50 und 52–56 ©Kaja Smith
/ S.58 und 61 ©Reinhard Lachs / S.64 Courtesy
by the artist and Wentrup, Berlin / S.66 ©Holly
Hayes / S. 67 ©Walter Sans, ©Claude Parent / S.69
©Florian Reimann

Textrechte:

Sylvia Plath: Über das Wasser / Crossing the Water.
Nachgelassene Gedichte. Übersetzt von Judith Zan-
der. Erschienen bei Luxbooks, 2013.
Dirk Baecker; Alexander Kluge: Vom Nutzen
ungelöster Probleme. Erschienen im Merve Verlag,
2003.

Druckerei:

AJM
Chaussée de Boondael 351, BE-1050 Brüssel

KM Kulturmanagement Network GmbH

PF 1198 D-99409 Weimar
Bauhausstr. 7c, D-99423 Weimar

Das Magazin erscheint anlässlich des 2. Re-
daktionswettbewerbs für Studierende des KM
Magazins.

ISSN 1610-2371

© April 2014



Alle Rechte liegen bei den Autoren und Fotografen.



Marie Egger studierte Kulturwissenschaften, Kunst- und
Bildgeschichte an der Humboldt-Universität sowie Arts- and Media
Administration an der Freien Universität in Berlin. Sie arbeitet
an Publikations- und Ausstellungsprojekten mit zeitgenössischen
Künstlern und scheitert daran, etwas Eigenes auf die Beine zu
stellen.

Birte Bösehans ist Verlagskauffrau und studierte
Kommunikationswissenschaft, Kultur- und Medienmanagement
sowie Kunstgeschichte in Leipzig, Florenz und Berlin. Sie arbeitet
als Vorstandsassistentin bei der Ganske Verlagsgruppe und scheitert
daran, von Berlin Abschied zu nehmen.

Nico Schmidt studiert Kulturwissenschaft an der Humboldt-
Universität zu Berlin. Er arbeitet in der Redaktion von ZEIT
Online und schreibt für verschiedene Medien. Zuletzt scheiterte
er daran, seinen jahrelangen Fleischverzicht aufrecht zu erhalten.

| | | | | | | | | | | | | | | | |
|-------------|----------------------|--------------------|--------------------------|----------------|--------------|--------------------|-----------------|--------------|------------|---------|--------------|-------------------|---------------|--------------|------------|
| Sehr | Stelle | Unterlagen! | Weise | Zukunft | alles | auch | bedeutet | besetzt | das | der | die | einen | entschuldigen | freundlichen | geben |
| Sehr | Stelle | Unterlagen | Weiterhin | Zukunft | alles | auch | bedeutet | besetzt | das | der | die | einen | entsprach | freundlichen | geben |
| Sehr | Stelle | Unterlagen | Wenn | Zukunft | alles | auch | beendet | besetzt | das | der | die | einer | entsprechen | freundlichen | geben |
| Sehr | Stelle | Unterlagen | Werdegang | Zukunft | alles | auch | beendet | besetzt | das | der | die | einer | entsprechen | freundlichen | gebracht |
| Sehr | Stelle | Unternehmen | Werdegang | Zukunft | alles | auf | begeistern | besonderer | das | der | die | einer | entsprechen | freundlichen | gebrachte |
| Sehr | Stelle | Unternehmen | Werdegang | Zukunft | alles | auf | begründet | besonderer | das | der | die | einer | entsprechen | freundlichen | gebrachte |
| Sehr | Stelle | Unternehmen | Werdegang | Zukunft | alles | auf | behalten | besonders | das | der | die | einer | entsprechend | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Stelle | Unternehmen | Werdegang | Zukunft | alles | auf | behalten | besser | das | der | die | einer | entsprechende | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Stelle | Unternehmen | Werkstudenten | Zukunft | als | auf | bei | bessere | das | der | die | einer | entsprechende | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Stelle | Unternehmen | Werkstudentenstelle | Zukunft | als | auf | bei | beste | das | der | die | einer | entsprechende | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Stelle | Unternehmen | Werkstudententätigkeiten | Zukunft | als | aufbewahren | bei | besten | das | der | +32 | einer | entsprechende | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Stelle | Unternehmen | Wertung | Zusammenarbeit | als | aufgrund | bei | besten | das | der | dies | einer | entspricht | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Stelle | Unternehmen | Wertung | Zusammenhang | als | aufgrund | bei | besuchst | das | der | dies | einer | entspricht | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Stelle | Unternehmen | Wertung | Zusendung | als | aufgrund | bei | bevorzugt | das | der | dies | einer | entspricht | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Stellen | Unternehmen | Werturteil | Zusendung | als | aufgrund | bei | bewerben | das | der | diese | einer | entspricht | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Stellen | Unternehmen | Werturteil | Zusendung | als | aufnehmen | bei | bezieht | das | der | diese | einer | entspricht | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Stellen | Unternehmen | Werturteil | Zusendung | als | aufnehmen | bei | aus | das | der | diesem | einer | entspricht | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Stellenanforderung | Unternehmen | Wie | Zusendung | als | aus | bei | bieten | das | der | diesem | einer | enttäuscht | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Stellenanforderungen | Unternehmen | Wie | Zusendung | am | aus | bei | bietet | das | der | diesen | einer | erfolgreich | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Stellenangebote | Urlaub | Wie | Zusendung | am | aus | bei | bin | das | der | diesen | einer | erfüllt | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Stellenangebote | Urteil | Wir | Zusendung | am | aus | bei | bis | das | der | dieser | einer | ergibt | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Stellenanzeige | Vakanzen | Wir | Zwei | am | aus | bei | bist | das | der | dieser | einer | erhalten | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Stellenausschreibung | Vakanzen | Wir | Zweifel | am | ausführlichen | bei | bist | dass | der | dieser | eines | erhalten | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Stellvertretende | Vereinbarkeit | Wir | Zwischenzeit | am | ausgebucht | bei | bitten | dass | der | dieser | einfach | erhalten | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Strukturierung | Verfügung | Wir | Zwischenzeit | am | ausgeschriebene | bei | bitten | dass | der | dieses | einfach | erhalten | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Studentische | Verfügung | Wir | Zwischenzeit | an | ausgeschriebene | bei | bitten | dass | der | dir | einfach | erhalten | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Studentische | Verlagsassistentin | Wir | ab | an | ausgeschriebene | bei | bitten | +52 | der | dir | eingegangene | erkennbare | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Studierende | Verlagsassistentin | Wir | aber | an | ausgeschriebene | bei | bitten | davon | der | dir | eingegangenen | ermuntern | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Studierende | Verständnis | Wir | aber | an | ausgeschriebene | bei | bleiben | davon | +28 | dir | eingegangenen | erneute | freundlichen | geehrte |
| Sehr | Studierenden | Verständnis | Wir | aber | an | ausgeschriebene | bei | braucht | dazu | deren | dir | eingehend | erst | freundlichen | geehrte |
| Sekretariat | Studium | Verständnis | Wir | aber | an | ausgeschriebenen | bei | bringt | daß | deren | dir | eingehend | erteilen | freundlichen | geehrte |
| Sie | Studium | Verständnis | Wir | aber | +29 | ausgeschriebenen | bei | da | daß | deren | doch | eingeladen | erwähnt | freundlichen | geehrte |
| Sie | Studium | Verständnis | Wir | abgeschlossen | an | ausgeschriebenen | bei | da | decken | deren | du | eingeladen | es | fürte | geehrte |
| Sie | Studium | Verständnis | Wir | abgeschlossen | an | ausgeschlossen | bei | da | dein | deren | du | einige | es | für | geehrte |
| Sie | Studium | Vertrauen | Wir | abgeschlossen | an | ausgeschöpft | bei | dadurch | dein | deren | du | einige | es | für | geehrte |
| Sie | Suche | Vertrauen | Wir | absagen | an | ausgesprochen | bei | dafür | deine | derer | du | einigen | es | für | geehrte |
| Sie | Suche | Vertrauen | Wir | absagen | an | ausgewählt | beim | dafür | deine | derzeit | du | einladen | es | für | geehrte/r |
| Sie | Suche | Verwaltungs | Wir | absagen | an | ausgewählt | bekommen | dafür | deine | derzeit | durch | einmal | es | für | geehrte/r |
| Sie | Suche! | Verzögerung | Wir | absagen | an | ausgewählten | bemüht | dafür | deine | derzeit | durch | einmal | es | für | geehrter |
| Sie | Suche | Viel | Wir | absehbarer | anbieten | ausschließlich | bereits | daher | deine | des | durch | einmal | es | für | geehrter |
| Sie | Suche | Viel | Wir | absolvieren | Wir | ausschließlich | bereits | daher | deine | deshalb | durchaus | einzelnen | es | für | geehrter |
| Sie | Suche | Viele | Wir | absolvierte | anbieten | ausschließlich | bereits | daher | deinem | dich | durchaus | einzelnen | es | für | geehrter |
| Sie | Tagen | Viele | Wir | akademischen | anbieten | ausschließlich | bereits | daher | deinen | dich | durchgesehen | einzuladen | eventuellen | für | geehrter |
| Sie | Team | Viele | Wir | aktuell | anbieten | ausprechen | bereits | daher | deinen | dich | ebenso | erteilen | fachlichen | für | geehrter |
| Sie | Team | Viele | Wir | aktuellen | anbieten | auszuarbeiten | berufliche | daher | deinen | dich | ehesten | elektronischer | fachlichen | für | geehrter |
| Sie | Team | Viele | Wir | aktuellen | anbieten | auszuwählen | berufliche | daher | deiner | die | eigenen | empfeilt | fachlichen | für | geehrter |
| Sie | Team | Viele | Wir | aktuellen | anbieten | automatische | berufliche | damit | deiner | die | ein | engere | fachlichen | für | geehrter |
| Sie | Team | Viele | Wir | all | anbieten | außer | berufliche | damit | deiner | die | ein | engere | falls | für | geehrter |
| Sie | Team | Viele | Wir | alle | anbieten | außerordentlich | berufliche | damit | dem | die | ein | engere | falls | für | geehrter |
| Sie | Teilnehmer(innen) | Vielen | Wir | alle | anbieten | bald | berufliche | damit | dem | die | ein | engere | feste | für | geeigneten |
| Sie | Teilzeitkraft | Vielen | Wir | aller | anbieten | bald | berufliche | damit | dem | die | ein | engere | finden | für | geeigneter |
| Sie | Teilzeitkräfte | Vielleicht | Wir | alles | andere | bald | beruflichen | danke! | dem | die | ein | entgegenbringen | finden | für | gefallen |
| Sie | Testaufgabe | Vielleicht | Wir | alles | andere | bald | beruflichen | danken | dem | die | ein | entgegengebracht | finden | für | gefallen |
| Sie | Thematik | Vielleicht | Wir | alles | andere | bedanken | beruflichen | danken | dem | die | ein | entgegengebrachte | finden | für | gefallen |
| Sie | Themen | Vielzahl | Wir | alles | andere | bedanken | beruflichen | danken | den | die | einbringen | entgegengebrachte | finden | für | gefallen |
| Sie | Traineeprogramm | Vielzahl | Wir | alles | andere | bedanken | beruflichen | danken | den | die | eindruck | entgegengebrachte | findest! | für | gefallen |
| Sie | Tut | Vielzahl | +22 | alles | andere | bedanken | beruflichen | danken | den | die | eine | entgegengebrachte | fortzusetzen | für | gefallen |
| Sie | Tätigkeit | Vielzahl | Woche | alles | andere | bedanken | beruflichen | danken | den | die | eine | entgegengebrachte | fragen | für | gefallen |
| Sie | Tätigkeit | Vielzahl | Wunsch | alles | andere | bedanken | beruflichen | danken | den | die | eine | entgegengebrachte | frei | für | gefallen |
| Sie | Um | Vielzahl | Wünschen | alles | andere/n | bedanken | beruflichen | danken | den | die | eine | entnehmen | freie | für | gefallen |
| Sie | Umfrage | Vielzahl | Wünschen | alles | andere/n | bedanken | beruflichen | danken | den | die | eine | entscheiden | freie | für | gefallen |
| Sie | Umfrage | Vollzeitstellen | Wünschen | alles | anderen | bedanken | beruflichen | danken | den | die | eine | entscheiden | freuen | für | gefallen |
| Sie | Umsetzung | Volontäre | Zeit | alles | anderen | bedanken | beruflichen | dann | den | die | eine | entscheiden | freuen | für | gefallen |
| Sie | Umsetzung | Voraussetzungen | Zeit | alles | anderen | bedauere | beruflicher | dann | den | die | eine | entschieden | freuen | für | gefreut |
| Sie | Umsetzung | Voraussetzungen | Zeit | alles | andersweitig | bedauere | berücksichtigen | darau | den | die | +22 | entschieden | freundliche | für | gefunden |
| Sie | Umstrukturierungen | Vorauswahl | Zeit | alles | anderweitig | bedauere | berücksichtigen | darau | den | die | eine/n | entschieden | freundlichem | für | gehen |
| Sie | Und | Vorschläge | Zeitpunkt | alles | anderweitig | bedauere | berücksichtigen | darau | denen | die | eine/n | entschieden | freundlichem | +97 | gehören |
| Sie | Und | Vorstellungen | Zeitpunkt | alles | anerkannte | bedauerlicherweise | berücksichtigen | dargestellte | denjenigen | die | eine/n | entschieden | freundlichen | ganz | kommen |
| Sie | Und | Vorstellungen | Zeitraum | alles | angeboten | bedauern | berücksichtigen | darstellt | denke | die | einem | entschieden | freundlichen | geben | kommen |
| Sie | Ungewissen | Vorstellungen | Zeitraum | alles | angesehen. | bedauern | berücksichtigen | darstellt | dennoch | die | einem | entschieden | freundlichen | geben | gelangt |
| Sie | Unsere | Vorstellungen | Ziele | alles | anhand | bedauern | berücksichtigen | darunter | dennoch | die | einem | entschieden | freundlichen | geben | gemacht |
| Sie | Unsere | Wahl | Zu | alles | antworten | bedauern | berücksichtigen | darüber | dennoch | die | einem | entschieden | freundlichen | geben | gemeldet |
| Sie | Unterlagen | Wahl | Zu | alles | antworten | bedauern | berücksichtigt | das | der | die | einen | entschieden | freundlichen | geben | genannt |
| Sie | Unterlagen | Wahl | Zu | alles | anzubieten | bedauern | berücksichtigt | das | der | die | einen | entschieden | freundlichen | geben | genannt |
| Sie | Unterlagen | Wahl | Zu | alles | anzusehen | bedauern | berücksichtigt | das | der | die | einen | entschieden | freundlichen | geben | genannt |
| Stelle | Unterlagen | Wahl | Zu | alles | auch | bedauern | besetzen | das | der | die | einen | entschieden | freundlichen | geben | genauer |
| Stelle | Unterlagen | Weg | Zu | alles | auch | bedauern | besetzende | das | der | die | einen | entschieden | freundlichen | geben | genauer |
| Stelle | Unterlagen | Weg | Zukunft | alles | auch | bedauern | besetzenden | das | der | die | einen | entschieden | freundlichen | geben | genauer |
| Stelle | Unterlagen | Weg | Zukunft | alles | auch | bedauern | besetzenden | das | der | die | einen | entschieden | freundlichen | geben | genauer |
| Stelle | Unterlagen | Weg | Zukunft | alles | auch | bedauern | besetzt | das | der | die | einen | entschieden | freundlichen | geben | geprägt |
| Stelle | Unterlagen | Weise | Zukunft | alles | auch | bedauern | besetzt | das | der | die | einen | entschieden | freundlichen | geben | geprägt |

Scheitern

Magazin

76

77



ISSN 1610-2371